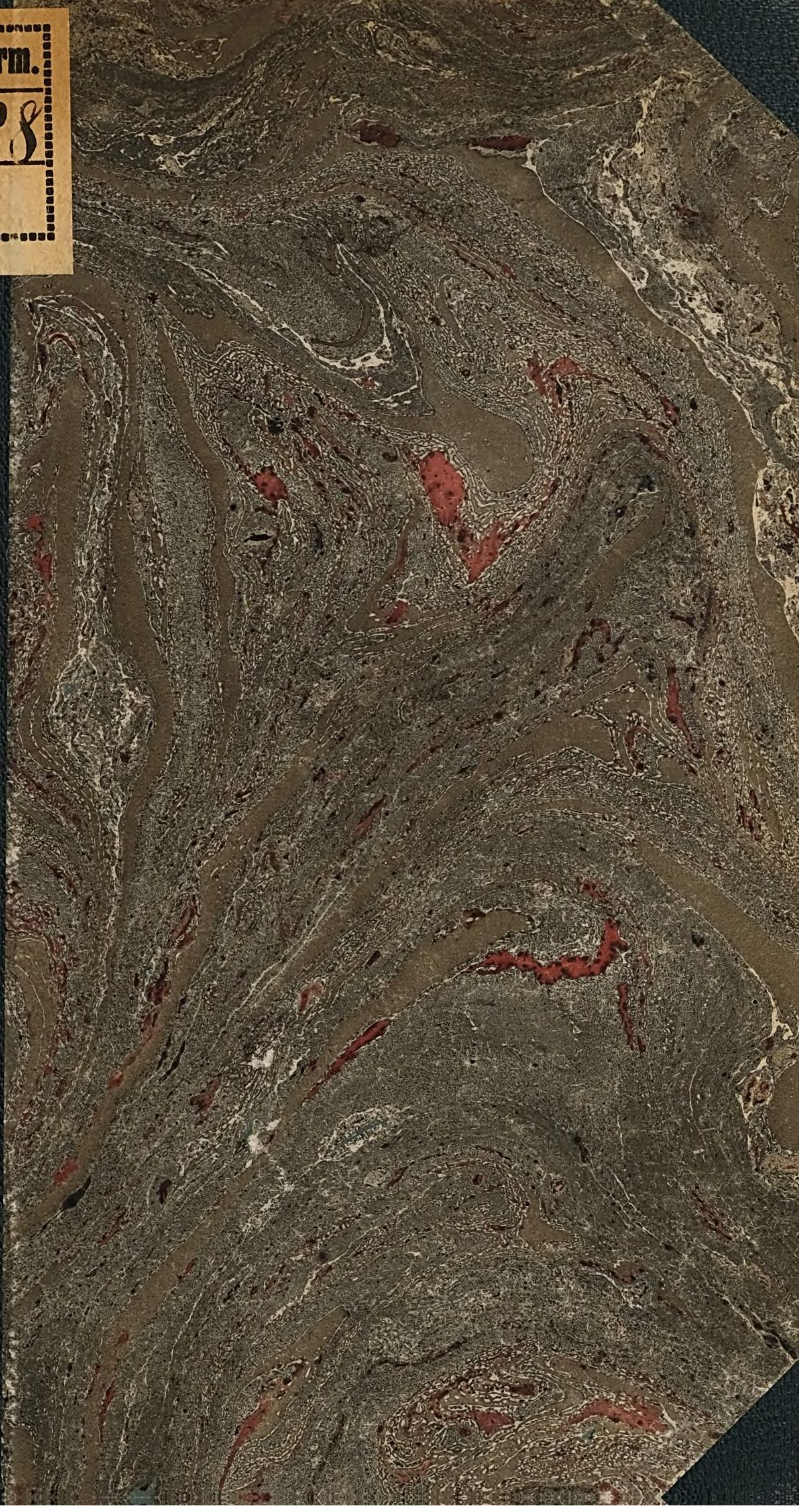


P. o. germ.

1728



P. a. germ. Henckell

1728

<36643610370013

<36643610370013

Bayer. Staatsbibliothek



Karl Henckell

Moderne
Dichter-
Abende

Verlag von Th. Schröter
Leipzig: Thalstr. 15 - Zürich: Schanzengraben 7/9

36478



47703

Handwritten: 1870

Handwritten: 1870

Moderne Dichterabende.



Karl Henckell

Moderne

Dichterabend

Bwanglose Bitatenplandereien



Th. Schröter

Leipzig, Thalstraße — Zürich, Schanzengraben
1895.

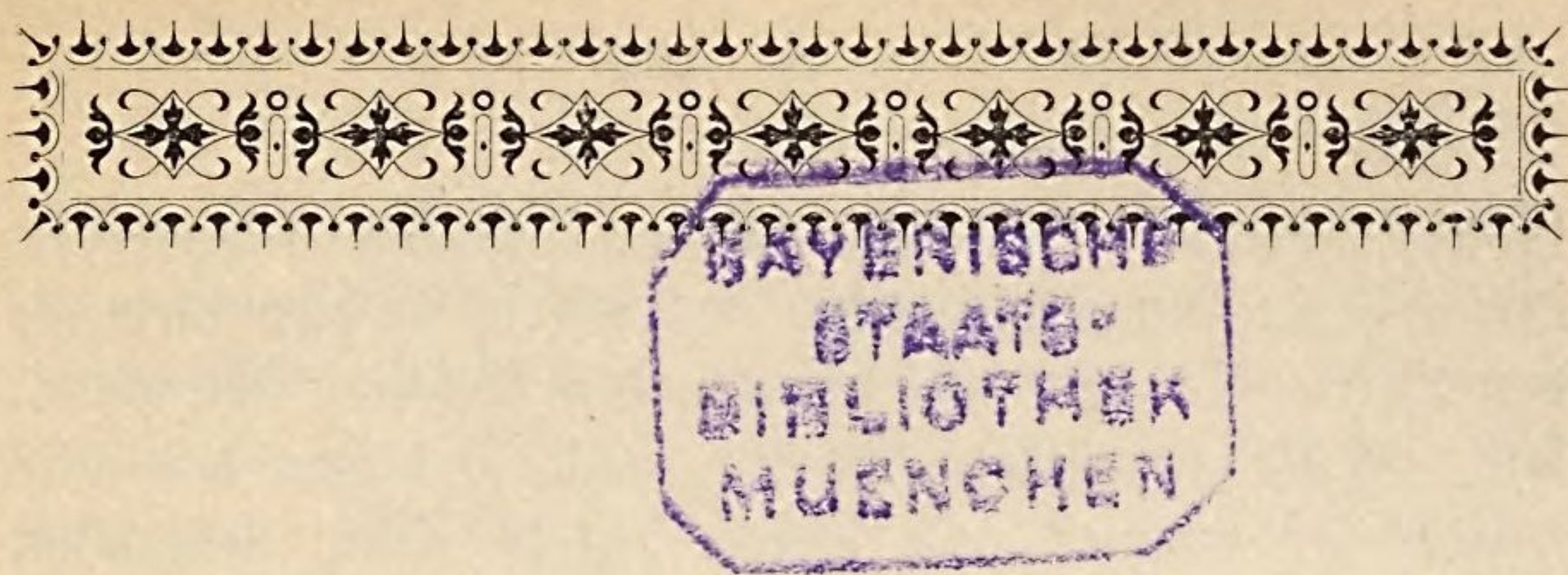


Druck von A. Eichenberger, Schanzengraben 7 Zürich.

Ich bitte die folgenden Plaudereien, die ich im März d. J. im Saale des Kaufmännischen Vereins hier selbst zum Vortrag brachte, in dem Sinne aufzunehmen, wie ich sie meinerseits dargeboten haben möchte. Ungemein anspruchslos und nur darum der Sphäre der mündlichen Vortragsgelegenheit entrückt, weil mehrfach der Wunsch nach Drucklegung geäußert wurde. Diese Zitate der zeitgenössischen Dichtung mit subjektiven Zwischenbemerkungen sind natürlich nicht etwa à nous autres poètes, an die wissenden Kollegen der Kritik und die Kundigen der modernen Poesie adressiert — sondern an ein litterarisches Laienpublikum, dem Namen und Werte der modernen deutschen Literatur meistens noch gar nicht so vertraute Dinge sind, und das mit einer solchen leichten persönlichen Orientierung einmal Vorlieb nimmt, um bestenfalls aus ihr die Anregung zu einer Lektüre und zu selbständiger Würdigung neuerer Dichter und Werke zu schöpfen.

Zürich.

Karl Henckell.



I.

Ich lade Sie ein, mit mir einen kleinen Streifzug durch das Gebiet der modernen deutschen Dichtung zu wagen. Ich sage wagen, denn es ist ein Wagnis, in der schnellen Flucht einer im ganzen etwa dreistündigen Blanderei ein poetisches Terrain zu durchheilen, das durch Ausdehnung und Mannigfaltigkeit zu längerer und sorgfältigerer Betrachtung, zu eingehenderem Verweilen auffordert. Aber ich will mich einmal in dem schönen Optimismus wiegen, daß selbst ein so nahezu improvisierter Ausflug in das neue „unromantische Land“, wie wir ihn gemeinsam zu unternehmen uns anschicken, das Gute haben kann, Sie vorläufig einmal in unterhaltender Form anzuregen und zu weiteren Partien ganz nach individuellem Belieben zu verführen. Oder ist es nicht eine arge, arge Verführung, wenn ich Ihnen mit dem blinkenden Stabe des litterarischen Cicerone zuwinke, mir zu folgen in eine Region ästhetischer Kultur, die man Ihnen wohl so manchesmal mit dürrer Warnerhand und hohler Grabesstimme als das Reich der Rohheit, der Häßlichkeit, ja des ewigen Schmutzes in Presse, Tageslitteratur und gesellschaftlicher Konversation bezeichnet hat? „Ja, sehen Sie, das ist halt auch so einer von der modernen Richtung — prenez garde, s'il vous plait“, höre ich mit dem geistigen Ohre wohl diesen und jenen munkeln, „sie stürzen die alten großen

Götterbilder um, damit sie auf den Trümmern derselben ihre eigenen Götzenbilderchen aufrichten, sie schmähen die bewährten Geister und preisen die Gefellen Meister“. Ach, meine verehrten Damen und Herren, wir alle wissen ja, wieviel auf dieser besten aller möglichen Welten zusammengeflunkert wird, und wir alle wissen, wie das rote Tuch einer *fable convenue* noch so manchen — die Anwesenden sind immer ausgenommen — ins Bockshorn jagt, der die geistige Wahlverwandtschaft mit gewissen erlauchten Wiederkäuern doch gewiß nicht als sein besonderes Vorzugsrecht beansprucht. Es ist aber zu wenig vergnüglich, mit fixen Ideen sich in den Kampf einzulassen, und es kann unmöglich mein Wunsch sein, Sie mit allerhand Widerlegungen der banalsten und in Absicht oder Unwissenheit durchsichtigsten Vorurteile, die der modernen Dichtung in Bausch und Bogen gelten, an diesen Abenden freudigen Gebens und, so Sie etwa mögen, nicht unfrohen Empfangens zu langweilen. Der Himmel mag wissen, was die Hölle ausheckt — unter Hölle dabei die vor- sprechende Urteilsbeirrung und die nachsprechende Gedankenlosigkeit verstanden! Ich für meine Person und Sie mit mir, denke ich, wollen uns um kein Gesalbader der hohlen Kürbisse kümmern, die auf die frechen Nüsse am Baume der Litteratur schimpfen, weil die Wichte nicht alle so leer sind wie sie, sondern wir wollen einfach etwas zusammen knacken, oder ich präpariere Ihnen gleich ein paar, wie ich sie gerade so auflese, und Sie können dann mehr nehmen, so viel Sie wollen, wenn's Ihnen schmeckt und nicht zuwider ist. Es gibt auch hohle, ölige und ganz schlechte Nüsse in der deutschen Gegenwartsdichtung — sogar eine ganze Menge — das liegt in der Natur, die

bekanntlich vorzügliche und miserable Früchte in schonungsloser Verbindung zusammen erzeugt. Ich werde Ihnen kein Lobredner des Mißratenen sein, soweit ich es als solches erkenne, und kein Panegyriker des Gelungenen und Echten. Wozu denn auch? Das Schlechte würde wohl durch mein Lob nicht besser werden, das Gute bedarf eines übertriebenen Rühmens nicht, obgleich man seinen Wert eigentlich nie genug hervorheben kann, besonders wenn es um die richtige Schätzung und Anerkennung noch schwer zu ringen und zu kämpfen hat. Letzteres ist aber bei dem weitaus größten Theil gerade des dichterisch Bedeutenden in der neuesten deutschen Litteratur in hohem Grade der Fall. Und obwohl ich, in beschränktem Kraftmaße selbst produktiv, eigentlich keine unmittelbare Veranlassung habe, aus den stillen Kreisen eigenen Schaffens und eigener Bildung hinauszutreten, ja diesen Schritt vor das Angesicht des Publikums selber nur mit Ueberwindung einer schüchternen, innerlichen Zurückhaltung fertig bringe, so fühle ich doch auf der andern Seite einen gewissen Anreiz und eine Art Befriedigung darin, gelegentlich auch einmal, einer werthen persönlichen Anregung folgend, den direkten Vermittler zu spielen zwischen den schöpferischen Geistern unserer Tage, die mit dem Rüstzeug der deutschen Sprache moderne Kultur und moderne Ideale künstlerisch zum Ausdruck zu bringen suchen, und einem Publikum, das oft nur des rechten Anstoßes bedarf, um auch Gegenständen eine liebevolle Theilnahme entgegenzubringen, denen es bisher aus den verschiedensten Gründen fremd oder gar feindlich gegenübergestanden hat.

Am 4. März 1851 — wie kann man bei einer Betrachtung der jüngsten Litteratur so weit zurück-

greifen, werden Sie fragen — also am 4. März 1851 schrieb Ihr unvergeßlicher Landsmann, unser kostbarer Dichter und Fabulist Gottfried Keller an Hermann Hettner, den ausgezeichneten Litterarhistoriker des achtzehnten Jahrhunderts, folgende treffende Bemerkungen über sein dormaliges inneres Verhältnis zur sogenannten klassischen Periode der deutschen Poesie. „Bei aller inneren Wahrheit“, heißt es dort, „reichen für unser jetziges Bedürfnis, für den heutigen Gesichtskreis, unsere alten klassischen Dokumente nicht mehr aus, und ich glaube keine kraße Dummheit zu sagen, wenn ich behaupte, daß die Lessing'sche Dramaturgie uns mehr in historischer und formeller Hinsicht noch berührt, fast wie sein Kampf mit dem Pastor Göke. Und was ist seither geschrieben worden? Die praktischen, ebenfalls klassischen Erfahrungen und Beobachtungen von Göthe, Schiller, Tieck. Aber diese Leute sind längst gestorben und ahnten nicht den riesenschleunigen Verfall der alten Welt.

Es verhält sich ebenso mit den Meisterdichtungen Göthe's und Schiller's. Es ist der wunderbare Fall eingetreten, wo wir jene klassischen Muster auch nicht annähernd erreicht oder glücklich nachgeahmt haben und doch nicht mehr nach ihnen zurück, sondern nach dem unbekannten Neuen streben müssen, das uns so viele Geburtsschmerzen macht. Daß es so lange (? laßt doch der Natur ein wenig Ruhe!) ausbleibt, berechtigt uns zu keinem Pessimismus; sobald der rechte Mann geboren wird, der erste beste, wird es da sein. Und alsdann werden veränderte Sitten und Völkerverhältnisse viele Kunstregeln und Motive bedingen, welche nicht in der Lebens- und Denkweise unserer Klassiker lagen, und ebenso einige ausschließen,

welche in denselben seiner Zeit ihr Gedeihen fanden. So sehe ich wenigstens die Sache an und begrüße jeden Lichtblick mit Freuden, welcher die gegenwärtige Dämmerung durchblitzt. Was ewig gleich bleiben muß, ist das Streben nach Humanität, in welchem uns jene Sterne wie diejenigen früherer Zeiten vorleuchten. Was aber diese Humanität umfassen soll, dieses zu bestimmen hängt nicht von dem Talente und dem Streben ab, sondern von der Zeit und der Geschichte.“

Ich könnte Ihnen natürlich aus der Litteratur dieses Jahrhunderts eine ganze Anzahl Aussprüche selbständiger Geister anführen, welche denselben Gedanken mehr oder weniger individuell abgetönt Ausdruck verleihen, — aber ich will es bei diesem einen Zitat Gottfried Keller's bewenden lassen, um Ihnen zu zeigen, daß selbst die Bedächtigsten der Bedächtigen — Keller als Bilderstürmer wäre doch wohl eine der lustigsten Vorstellungen — der Erkenntnis von dem „riesenschnellen Verfall der alten Welt“ und dem „Streben nach dem unbekannten Neuen“ sich nicht verschließen konnten, sofern sie nur einigermaßen selbstdenkerisch und selbstschöpferisch veranlagt waren. Nun, etwa dreißig Jahre nach Niederschrift jener Briefstelle kamen die gleichen Empfindungen, und jetzt mit elementarer langaufgespeicherter Gewalt einer jungen deutschen Generation zum Bewußtsein, die trotz des lähmenden Druckes einer formalistisch verknöcherten Schulbildung wunderbarer Weise noch geistige Spannkraft genug besaß, um sich nicht vollständig zermalmen zu lassen von der Riesenlast einer mit ungeheurerlicher Kompetenz ausgestatteten litterarhistorischen Tradition.

Diese Jünglinge, welche auf einmal da und dort mit unwirschigen Worten und Versen losplakten, hatten gerade genug Griechisch gelernt, um für das Urwort des alten Hellenen zu schwärmen, der vor ein paar Jahrtausenden einmal gesagt hat: πόλεμος πατήρ ἀπάντων — der Kampf ist der Vater aller Dinge. Die Tüchtigsten unter ihnen waren trotz aller Abtötungsmethoden noch so triebfrisch geartet, daß sie jugendliche Begeisterung für keine Schande und kampflustiges Draufgängertum für kein todeswürdiges Verbrechen hielten.

Und da ging es denn in Kritiken, Brochuren, Zeitschriften und Gedichten los, daß es nur so eine Art oder, wenn Sie lieber wollen, nur so eine Unart hatte.

Vor allem auf die guten Weihnachts- und Modedichter des preussischen Reiches deutscher Nation, die alljährlich mit Romanen, Epopöen und Liedern fragwürdigster Mache den geduldigen Büchermarkt segneten, hagelte das Wetter nieder, aber auch das sogenannte „feinsinnige“ Epigonentum wurde nicht verschont. Die Modedichter bekamen den Dreschflegel zu spüren, weil die wahrheitsliebenden Empörerseelen nicht länger mit ansehen mochten, daß Talmi sich für Gold ausbebe, und die „feinsinnigen“ Ciseleure wurden grob angefahren, daß sie eigentlich nur Polierarbeit an ehrwürdigen Möbeln verrichteten, aber Gefühl und Fähigkeit für Größe, Natur und kraftvolle Eigenart längst verloren hätten. Verehrte Anwesende, man hat uns dieses trohige Aufbegehren sehr übel genommen und trägt es uns, was freilich im Grunde gleichgiltig ist, noch immer nach. Natürlich. Aber ich frage Sie ehrlich: ist das wohl die schlechteste Art, seinen Ueberschuß zu verpußen, wenn man mit dem Feuereifer seiner zwanzig

Jahre über Mache und Schwäche in Kunst und Poesie seines Volkes herfällt, an dessen idealen Beruf man in guten Treuen felsenfest glaubt? Der Mensch hat doch in Gottesnamen seine Perioden, in denen er nicht weiß, wohinaus mit all dem Zeug — es müßte denn sein, daß er die „müde Seele“ von der unholden Fee einer Niedergangskultur schon in die Wiege mitbekommen hat. Dann läßt er freilich das Aufschreiben bleiben und fügt sich in anschniegamer Ergebenheit. Aber wir fügten uns nicht. Trotz alledem und gerade nicht. Ich sage — wir fügten uns nicht. Nehmen Sie dies „wir“ meinetwegen als Sammelbegriff oder als bescheidenen Pluralis majestaticus — es ist beides recht. Jeder von uns warf sein Ich in die Wagschale, mit der ganzen unbefümmerten Reckheit einer Großes wenigstens wollenden Naivität. In magnis voluisse sat est — in großen Dingen genügt der Wille — wenn dieser Spruch, über dessen Wahrheit man ja, besonders in künstlerischen Dingen, verschiedener Meinung sein kann, überhaupt einen Funken Geltung hat, so dann meines Erachtens am meisten noch für die strebende Jugend. Wozu war man z. B. Student in Heidelberg, wenn man nicht einmal einen leichtsinnigen Streich hätte ausführen dürfen? Und einer dieser Hauptstreiche war die von mir eines schönen Sommertages im Odenwald ausgeheckte Idee, die lyrische Sammeltrumpete für die jungen Geister zu blasen, die mit der „bestehenden Ordnung in der herrschenden deutschen Litteratur“ unzufrieden waren und, so oder so, neues anzubahnen begehrten. Im nächsten Winter erschienen als eigentliche Frucht dieser Idee die seiner Zeit viel genannten „Modernen Dichter-Charaktere“, zu deren

Herausgeberſchaft ſich der größte Kapitaliſt dieſes Selbſtverlagsunternehmens, Herr Wilhelm Urent, bekannte, während Hermann Conradi und ich die Sammlung mit Einleitungen verſahen, die an verblüffender Programmatik nichts zu wünſchen übrig ließen. Jawohl, wir gaben Schlagworte aus, vielen Leuten ſehr anmaßend und ſehr großſpurig klingende Schlagworte — aber ſolche, die gleichwohl der vollinhaltlichen Berechtigung nicht entbehrten. Ganz kurz geſagt, bedeutete die Affäre eine bewußte Durchbrechung ſtagnierender litterariſcher und nicht bloß litterariſcher, ſondern kultureller Konventionen ſeitens aufſchäumender Perſönlichkeiten, das Aufgeben eines verroſteten Ritus ſeitens meſſianiſch angehauchter Neulinge. In den Gedichten des Duzends Poetenſeelen in jenem ſonderbaren Buch, die alle lieber Wurstſtopfer als poetiſche Duzendſeelen ſein wollten, feierte im großen Ganzen die pathetiſche Rhetorik, die ſich nicht ſelten zu der geſchwellenſten Ueberſchwangſtiliſtik aufbläht, ihre geräuſchvollen Feſte.

Was dieſen „Modernen Dichter-Charakteren“ ihre ſymptomatiſche Bedeutung verlieh, waren nichts weniger als künſtleriſche Vorzüge, ſondern es war der ſtarke, hier und da kann man ſelbſt ſagen gewaltige Gefühlsgehalt, den ſie ausſtrömten. Wenn man vielleicht mit dreißig Jahren, dem weiſen Rezepte Göthe's perſönlich folgend, den Schwärmer in ſich ſelbſt ans Kreuz geſchlagen hat, ſo lächelt man gern unendlich überlegen der maßloſen Gefühls-Exaltationen, an denen ſich der Mauleſel berauſchte — Sie wiſſen ja, was ein mulus im akademiſchen Sinne bedeutet. Aber Sie erinnern ſich auch, wie es in dem einen Mignonliede des großen Dichters heißt: „Das Maaultier ſucht im Nebel ſeinen

Weg". Wir waren Maultiere, wir stacken im dicksten Nebel, wir suchten selbst unsern Weg. Und wir halten auch heute noch nicht allzuviel von denjenigen, die mit zwanzig Jahren sich keinen Weg mehr zu suchen haben, die niemals in die Irre gehen, weil sie an den Krücken des Fertigseins den vorgeschriebenen Strebsamkeitszielen auf der traditionellen Route zuhumpeln.

Ich will Ihnen als charakteristische Proben des erwähnten Sammeldebuts der litterarischen Jugend in Deutschland nur zwei kurze Poeme von Hermann Conradi vorlesen, ich betone nochmals, nicht unter dem Gesichtspunkte von lyrischen Kunstwerken, sondern unter demjenigen von litteraturpsychologischen Dokumenten. Das erste ruft nach Helden der Wahrheit, das zweite nach Liedern der Freiheit. Ein verzweifeltes Aufbäumen des Herzens gegen die Zeit der nackten Verstandesinteressen.

Pygmäen.

Die Zeit ist tot, da große Helden schufen,
Die mit der Fackel der Begeisterung,
Mit kühn erhabenem Gedankenschwung
Des Lebens florumhüllte Stufen
Und weiter — weiter bis zum Gipfel klangen,
Wo ihnen vor dem sehgewalt'gen Blicke
Jäh barst der Vorhang mitten in zwei Stücke —
Wo über sie der Friede dann gekommen!
Die Zeit ist tot, die Zeit der großen Seelen —
Wir sind ein ärmlich Volk nur von Pygmäen,
Die sich mit ihrer Austerweisheit blähen
Und dreist sich mit der Lüge Schmutz vermählen —
Mit jener Lüge, die da Prunk und Kronen
Um leere Schädel flicht, um schmale Stirnen
Das Diadem der Gottentstammtheit schlingt,
Die Weihrauchdust ohnmächtigen Götzen bringt.

Das zweite führt den Titel: Licht den Lebendigen und lautet:

Stets habe ich mich denen zugesellt,
 Die, ausgestoßen, nur des Tempels Stufen
 Und nie das Allerheiligste betreten. . . .
 Umsonst erklingt ihr banges Hüßerufen,
 Umsonst quillt von den Lippen brünstig Beten,
 Umsonst ersteht aus ihnen — ach! — ein Held,
 Der sie aus ihrer Knechtschaft an das Licht
 Der gold'nen Freiheit führen will — ein Sieger:
 Er fällt im Kampf wie ein gemeiner Krieger,
 Doch die Galeerenketten bricht er nicht.
 Er bricht den Fluch nicht, der auf ihnen liegt
 Von Anbeginn der Welt als ein Verhängnis,
 Das Leben ist für sie nur ein Gefängnis,
 Sie sterben in der Tiefe — Keiner siegt.
 Stets habe ich mich ihnen zugesellt:
 Frommt dem Poeten denn, — ich frag' es dreist —
 Ein ander Los? Wo sich in bangen Qualen
 Um nie gelöste Rätsel müht ein Geist;
 Wo auf die Wangen, die verfall'nen, fahlen,
 Der Hunger seine Fingerspur geprägt;
 Wo sich in wildem Ingrimme eine Hand
 Zur Faust zusammenballt; wo, stets verkannt,
 Ein Mann im Innersten Empörung hegt,
 Empörung gegen sie, die Ketten schmiedet:
 Da tret' ich hin und singe meine Lieder —
 Ja, Lieder, die ich nicht erkünstelt und erdacht,
 Die ich aus tiefstem Seelenschacht,
 Aus meines Herzens Tiefe trug ans Licht —
 Und was ich nicht gefühlt, das sing' ich nicht.
 Wohl soll des Sängers Lied auf Wunden leise
 Den Balsam legen! Von den Stirnen banne
 Die Furchen es und Tränen aus den Augen
 Doch giebt's auch Lieder, die dazu nicht taugen:
 Sie ragen trotzig wie die Wettertanne,
 Sie zucken wie der Blitz mit loh'nden Zungen,
 Sie hallen wie der Donner krachend hallt —
 Sie singen von der Schergen Allgewalt,
 Von Buben, die der Knechtschaft sich verdungen.
 Sie singen eine einz'ge Weise nur,
 Die Weise der Empörung gen Despoten.
 Sie flammen wild zusammen zu dem Schwur:
 „Licht den Lebendigen — die Nacht den Toten!“

Nicht wahr, der wilde, glühende Ernst dieses und ähnlicher poetischer Radikalismen kontrastierte ein wenig zu auffallend mit den damals allgemein im Schwange befindlichen Niedlichkeits- und Süßlichkeitspoesien der lyrischen Zuckerbäcker, um nicht in gewissem Grade Epoche zu machen, trotz der vorkommenden Mißgriffe in den Bildern, trotz des Mangels an Dekonomie in der Verwendung der sprachlichen Mittel? Die Mode-epigönchen lächelten von oben herab über die formellen Inkorrektheiten der paar überspannten Schreier — und die Wünsche und Ahnungen der wilden Gesellen waren ihren Heitereteißeelen selbstverständlich böhmische Dörfer. Zwei Poeten des Buches, das westfälische Brüderpaar Heinrich und Julius Hart, hatten schon vorher in „Kritischen Waffengängen“ ihren gerechten Unmut an den anerkannten Größen des Tages ausgelassen, ihre Leistungen ironisch an den wirklichen Meisterwerken der Vergangenheit gemessen, Weg und Ziele einer lebensvolleren Litteraturentwicklung zu suchen begonnen. Ich werde stets lebhaft und dankbar der genußreichen Anregungen gedenken, die mir in den Tagen meiner klassischen Primanerzeit diese ästhetischen Offenbarungen eines frischen reformatorischen und im Kern modernen Geistes bereiteten. Die Brüder Hart, die ihre kritisch-ästhetische Wirksamkeit in den verschiedensten Formen seither ununterbrochen fortsetzten, gehören zu den durchaus nicht zahlreichen, wesens-echten und gründlich durchgebildeten Schriftstellern der neueren deutschen Litteraturbewegung, die, weil sie eigene Augen besitzen, auch was davon erkannt haben, was Poesie bedeutet, und die sich von dem bloßen Scheine des Dichterischen, mag es auch noch so „modern“ sich geberden und noch so erfolgreich mit

irgend einem an die Oberfläche getriebenen Ismus, als da sind Realismus, Naturalismus, Verismus, Symbolismus u. s. w. kokettieren, nicht blenden lassen. Und Sie werden mir zugeben, daß diese Fähigkeit einer reinlichen Scheidung der Geister eine ganz annehmbare ist zu einer Zeit, wo es Windbeutel und Posaunenengel genug giebt, die im Nu die gerade wehende Luftströmung benutzen, um ihre Wichtigkeit oder Mittelmäßigkeit damit aufzublasen und den modernen Dichter vom Ausgange des Jahrhunderts zu posieren, während ihr Spiritus schon mehr einer litterarischen Urschlammperiode entstiegen zu sein scheint. Daß die zeitweilig am meisten genannten oft die am wenigsten Würdigen sind, versteht sich dabei von selbst; verwundern kann sich darüber, wie über manches andere, nur der naive Zuschauer, der niemals Gelegenheit findet, einen Blick zu werfen hinter die Kulissen der litterarischen Oeffentlichkeit.

Wir persönlich halten es nun am liebsten mit den eigenen ausgeprägten Naturen unter den Neuen, ebenso wie mit denjenigen unter den Alten, und so bitte ich Sie, damit Vorlieb nehmen zu wollen, wenn ich mit Ihnen diesmal ausschließlich oder vorwiegend über jene Individualitäten plaudere, zu denen ich in ein näheres wärmeres Verhältniß zu treten vermag. Bloße äußerliche Berichterstattungen und Namenverzeichnisse finden Sie schon früher übergenug in Brochuren und bis auf die unmittelbare Gegenwart fortgeführten Litteraturgeschichtsbüchern, aber ich habe keine Lust, Ihnen hier mit redlich zusammengestoppelten Zeitungsausschnitten aufzuwarten und den allzu wohlfeilen Schein sogenannter objektiver Stoffbeherrschung zu erwecken. Für derartige Zwecke kann ich Ihnen nicht

genug Meisterwerke der Gründlichkeit ans Herz legen wie z. B. das geistgewaltige Buch „Gründdeutschland“ von dem Berliner Professor Friedrich Kirchner, der so lieb war, mir das Titelschlagwort seines Buches fröhlich zu entleihen und sich im übrigen auf den Gott seines von sittlicher Selbstzucht überfließendenleistertopfes zu verlassen. Fort mit den schlechten Skribenten und zurück zu den Dichtern, meine verehrten Zuhörer! Ein solcher, von dem ich Ihnen vorhin ein paar herbe, brennende Verse vorlas, war Hermann Conradi. War Hermann Conradi — denn der Hochbegabte wurde eines frühen Todes dahingerafft, ehe er völlig zu sich selber kam; zu Würzburg, mitten aus den Anstrengungen eines eifrigen und vielseitigen Studiums heraus, starb er mit 28 Jahren an der Lungenentzündung, wenn ich nicht irre, einer von jenen, welche eine unerbittliche Notwendigkeit der Möglichkeit beraubt, das zu erfüllen, was sie so reich verheißen durften. Und doch hat der von elementaren Dichtergewalten geschüttelte und erhobene Sachsenjüngling ein Büchlein hinterlassen, das lebt und leben bleiben wird als lyrisches Zeugnis einer des höchsten Gedankenschwunges und der tiefsten Empfindung fähigen modernen Kämpfernautur; das Büchlein führt den Titel: „Lieder eines Sünders“ und wurde zur Zeit seines Erscheinens meist mit den paar Ladenhütern von litterarhistorischen Phrasen abgethan, die jedem Alltagsrezensenten clichéartig für derlei Manifestationen eines ungewöhnlichen und ungewohnten Geistes zur Verfügung stehen. „Wüster Sturm und Drang“ ist in der Regel das einzige, mit dem diese Herren der Meinungsschöpfung in solchen Fällen ihren zufriedenen Lesern aufwarten. Was mich betrifft, so

vermochte ich diese Sünderlieder, als ich sie nach Jahren kürzlich wieder einmal zur Hand nahm, nicht ohne tiefe innere Ergriffenheit durchzulesen. Die Jugendtragödie einer außerordentlichen Menschenseele lebt sich in diesen Rhythmen aus, welche schon durch ihre Ehrlichkeit die reichste menschliche Teilnahme und das stärkste litterarische Interesse beanspruchen dürfen. Für alle selbstgerechten Figuranten des Lebens sind derlei konfessionelle Dokumente der Kunst natürlich ein unverständliches Gräuel. Die ästhetischen Verzerrungen, Rohheiten und Unfertigkeiten, die ihnen anhaften, genügen solchen tadellosen „Reislingen“ vollkommen, sich gegen Produkte ablehnend zu verhalten, deren centraler Gehalt ihnen ein Buch mit sieben Siegeln ist. Ich verweile nur einen Augenblick bei dieser früh abgefallenen Vorfrucht der modernen deutschen Dichtung. — Die Wahl der sogenannten Motti und Citate pflegt bei denkenden Autoren ungemein charakteristisch zu sein. Einer dieser Merksprüche in den „Liedern eines Sünders“ ist von dem gedankenschweren und leidenschaftlichen Schweizer Dichter Dranmor, dem edlen Berner Byroniden Ferdinand v. Schmid, und lautet:

„— — — nur der Schmerz erzeugt
die großen, die verjöhnenden Gedanken“.

Und ein anderes auf der nächsten Seite ist Schiller's „Don Carlos“ entlehnt — man hat Ihnen ja gesagt, daß die modernen Dichter jede Gelegenheit benützen, um den Klassikern ihre Mißachtung zu bezeugen — und heißt:

„— — — Sagen Sie
Ihm, daß er für die Träume seiner Jugend
Soll Achtung tragen, wenn er Mann sein wird,
Nicht öffnen soll dem tötenden Insekt
Gerühmter, besserer Vernunft das Herz

Der zarten Götterblume — daß er nicht
Soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit
Begeisterung, die Himmelstochter, lästert."

Und eine ganz mächtige hölderlinische und doch viel blutreichere Begeisterung weht mir aus den reinsten Strophen dieses jüngstdeutschen Genies entgegen, den die Ewigreinen oft nur einen Schmutzfinken nannten, weil er die Pfützen und Moräste des Alltagslebens nicht mit dem Rosenöl flacher Schöngeisterei überschüttete, ein Feind der Vertuschung selbst um den Preis der formal-ästhetischen Wohlanständigkeit. Aber hören Sie bitte einen kleinen Abschnitt aus dem Vorworte des Buches selbst; ich bin nicht im Stande, des Dichters Wesen und Willen besser zu veranschaulichen als mit seinen eigenen Worten. Zudem sind dieselben nicht nur individuell charakteristisch, sondern haben als Äußerungen einer führenden Individualität typische Bedeutung. „Auf das Sichselbstkennen," sagt Conradi, „kommt man immer wieder zurück. Jedes einzelne Gedicht aber, sofern es wahr, nicht gemacht ist, illustriert eine gewisse Art des geistigen Seins, erschließt mehr oder minder klar bestimmte individuelle Wesensmomente. . . Durch alle Höhen und Tiefen, Verirrungen und Fährnisse, Errungenschaften und Niederlagen führt der Weg . . . bis Einer schließlich, wenn auch nur bedingt, den Charakter innerhalb seiner Menschlichkeit erkannt hat. . . Und hier hebt das kleine Stück vergeistigter Freiheit an, das unser kärgliches, mühsam errungenes Besitztum . . . Und wie wird heute eine junge, biegsame Menschenseele durch eine blöde, vernunftlose Erziehung, durch einen leidigen, auf ein Dressiermaß zugeschnittenen Schuldespotismus beleidigt, verrenkt und schimpft! Wie wird sie gleichsam vor sich selbst in

eine Einöde, eine Wildnis gestoßen, aus der sie sich zumeist nur mit den allergrößten Mühen und Kämpfen zurückringen und in eine gesündere Sphäre zurückgewinnen kann! Wie die Verhältnisse liegen, sind am letzten Ende alle diese Konflikte nicht überflüssig, sobald man sie eben überwunden hat. Sie härten und stählen und machen mannreif . . . Aber ein Grauen packt Einen manchmal, wenn man bedenkt, wie einfach und klar und leicht doch eigentlich Alles sein könnte.

Entweder — oder! . . . der mehr will als Gold und Brot, ist jeden Augenblick in Gefahr, in Abgründe zu stürzen . . . Und doch hat ein Jeder Recht — ein Jeder auf dieses Mehrwollen . . . „Glück“ und „Zufriedenheit“ in engem, herkömmlichem Sinne gibt es für uns nicht . . . Die Erkenntnis der Werdefaktoren stählt zwar, aber sie schmerzt auch — o so sehr! . . . Und wer wollte dafür bürgen, daß er sich nicht von Neuem blenden, erniedrigen ließe? Nach Katastrophen, die man überdauert, erreicht man Höhepunkte, Sonnengipfel, Araratsspitzen . . . Aber das Leben ist eine einzige Versuchung . . . Und nur zu leicht wird man seiner Natur untreu. Göthe hatte die gewaltige Erneuerungszeit in Italien, wo er seine Wiedergeburt erlebte, hinter sich, als er seinen „Bürgergeneral“ zc. schrieb — kleine, kleinliche Machwerke, die aus neuen Irrtümern, neuen Kimmernissen und Verkümmern hervorgegangen . . . Und wenn Einer das Ideal, „harmonisch“ zu leben, begriffen und annähernd erreicht hat, so war es Göthe . . . Aber Bruchstücke, nur Bruchstücke umsäumen unsern Lebenspfad . . . Wem das Leben ein Mosaikbild zusammenfügt, das notdürftig Sinn gibt, darf sich glücklich schätzen . . . Also: „Lieder eines Sünders“ bedeuten Lieder eines Kämpfers, der

sich nicht ganz von der grenzenlosen Gemeinheit des Lebens knechten lassen wollte . . Ich hätte im Anschluß an diese Worte noch Mancherlei zu sagen. Es wurmt mich noch so Vieles — aber erläßt mir das heute . . . Die Herren Kritiker werden wieder einmal über mich herfallen — sie werden mich zu Tode schweigen oder zu Tode zupfen und rupfen. Das kann mir gleichgültig sein. Wer diesen Kampf um die innere Freiheit, von dem mein Buch Zeugnis ablegt, nicht an sich erfahren, wer nie von der Begeisterung für die höchsten menschlich ethischen Ideale erfüllt gewesen, der wird in meinen Strophen nur Pathos, Klingklang, manie-rierte Gedanken, Bildnerei und Ähnliches finden. Ich weiß im Voraus, daß ich innerlich das, mit dem ich heute auf den Plan trete, bald überwunden haben werde. Ich hoffe es sogar. Aber ich halte es gerade für ein im besten Sinn des Wortes modernes Künstler-Charakteristikum: daß man voll Inbrunst und Hingebung versucht, die verschiedenen Stufen und Grade des Sichabfindens mit dem ungeheuren Wirrwarr der Zeit schöpferisch zum Ausdruck zu bringen, einseitig trotz aller Vielseitigkeit, vielseitig trotz aller Einseitigkeit . . . Wohl wird die Natur mit ihren unermesslichen Zauber- und Trost- und Gesundungskräften je und je ein Motiv für den Poeten bleiben. Wohl wird ihn die Liebe immer begeistern — — aber auf uns Alle, die wir früh auf den Markt geworfen sind, hat der Alltag mit seiner ganzen grausamen Kleinlichkeit abonniert — und ist es nicht gerade das Kleine und Kleinliche, das Gemeine, Gemeinsame und darum Alltägliche, das uns übertrüftet, einschichtet, verdorren und verstummen läßt? .. Gewiß ist das ein dem Wesen der Dinge immanentes Moment — aber immanent ist uns auch die Seh-

sucht nach der Freiheit, natürlich ist dem Menschen auch sein ideologischer Drang; es kommt nur auf die Intensität der Kräfte an, mit der er sich äußern darf . . . Wer sich darum gegen mich wendet, spricht aus einer andern Sphäre zu mir, aus einer Welt, welche nicht die meine ist, und ich habe immerhin das Recht, ihn ignorieren zu dürfen. Denn ich kann mir nicht denken, daß ein Mensch — ich spreche dieses Eigenlob, das darum nicht „stinkt“, weil es in dieser Verbindung zugleich einen Vorwurf gegen mich enthält, scheulos aus — leidenschaftlicher mit dem Höchsten und Tiefsten gerungen hat denn ich . . und damit Gott befohlen!“ Mehr als ein Duzend Gedichte aus den „Liedern eines Sünders“ beweisen mir, verehrte Anwesende, daß Conradi mit diesen stolzen Worten keiner lügnertischen Selbstüberschätzung und eitlen Renommage gefröhnt hat, und das sollte eigentlich genügen. Ich kann Ihnen die zwingendsten Beweisstücke des großartigen Zuges in dieser früh zusammengebrochenen Natur nicht probeweise vorlesen, auf Grund der einfachen, uns allen geläufigen und nicht wegzudekretierenden Thatsache, daß es poetische Kunstwerke gibt, die man, um sie wahrhaft in sich eingehen zu lassen, um sie im vollen Umfang des Wortes zu verstehen, für sich allein mit liebevollster Konzentration des Geistes und der entsprechenden Stimmung im stillen Kämmerlein genießen muß. Immerhin will ich versuchen, Ihnen durch drei Gedichte eine Vorstellung von dem poetischen Gepräge eines verstorbenen Dichters der neuen Generation zu verschaffen, dessen litterarische Würdigung durch das unaufhaltsam vorwärts eilende Schaffen der Überlebenden für die größere Öffentlichkeit allzusehr zurückgedrängt worden ist. Zuerst die melancholischen freien Rhythmen mensch-

lichen Einsamkeitsgefühls im Weltall, dann die süße Strophik erfüllungsuchender, unsäglich keuscher Liebessehnsucht und schließlich die rührenden Verse der, fast kann man sagen selbsteigenen Totenklage.

Erdeinsamkeit.

O wir sind einsam —
Grenzenlos einsam!
Brüder! Meine Brüder!
Habt ihr bedacht schon:
Wie einsam wir sind?
Wir rollen dahin
In engen Bezirken,
Und ob wir auch tasten —
Mit pochendem Geistesfinger tasten
An die Pforten des Alls:
Unserer Weltennachbarn
Kein einziger spürt uns . . .
Sie freisen und freisen —
Und ob wir auch träumen,
Daß durch die Himmel
Ein einiges Ahnen
Geflügelt sich schwingt —
Auf Strahlenbrücken
Von Stern zu Stern
Bewußtsein trägt
Und brünstig wirbt,
Tiefen erwählend,
Um der Botschaft Erhörung:
Brüder, o meine Brüder!
Es ist nur ein Traum,
Und keine der Leuchten,
Der Myriaden Leuchten,
Die unser Auge gebiert,
Erhört unserer Träume
Rauschenden Flügelschlag . . .
Sie sind alle so blind, . . .
Sie sind alle so taub . . .
Und der sie bewegt,

Der urgeborne Geist,
Gab ihnen das Leben —
Doch Leben heißt Grenze . . .

Aber der Tod ist der Meister,
Der da säet Staub und erntet Staub,
Und über uns Alle,
Die menschengezeugt,
Hat sich der Cypressen Trauerlaub
Herab gebeugt! . . .

Und wir trauern . .
Wir trauern,
Denn die Himmel sind leer,
Ob sie auch leuchten . . .
Wir wollen uns lieben, meine Brüder,
Denn wir sind einsam . . .

Wohl leuchten die Himmel,
Und ihr Leuchten berückt
Uns die Seele so ganz.
Und sie heben hinaus uns
Über irdische Kleinheit,
Den Engpaß des Lebens . . .
Doch wir sind sterblich.

Drum wollen wir heimkehren, meine Brüder,
Und wollen uns lieben
Mit geläuterten Sinnen . . .
Denn wir sind einsam . . .



Frühlingssehnsucht.

Da nun die Nächte kamen,
Die Nächte wundersüß,
Wo letzter Nachtigallenschlag
Die Stunden feiert früh vor Tag
Und erstes Rosendüften:
Sehnt sich mein Herz nach Liebe,
Nach Glück —
Nach dem verlor'nen Paradies
Zurück . . .

Mir ist's, als klopfen Geister
An meine braune Thür!
Als trat zu mir mit Glorienschein
Der König Frühling selber ein
Und brächte mir ein Mägdlein
Und spräche: „Heil sei Dir!

*

Ich bring Dir eine feine Magd —
Soll fürder bei Dir gasten!
Am Tage sei ihr Cavalier,
Geleit sie durch das Waldrevier,
Wo auf verscholl'ne Pfade
Der Bilder, der verblaßten,
Raum noch ein Schatten fällt —
Wo holder Götter Gnade
Vergessen ließ die Welt! . . .

*

Der Vögel Klang,
Der Fluren Duft
Und eurer Seelen Feuerdrang
Besflügele den Hochgesang,
Den eure Liebe tönt!
Nun gürt Dich mit milder Kraft
Und von den Göttern hingerafft
Sei mit der Welt versöhnt,
Da Dich ein Gott gekrönt!

*

Hebt's aber an zu nachten,
Dann zäumt das Wandertrachten
Und kehrt, der Sehnsucht reich,
In diese enge Kammer ein,
Und bei kristallnem Sternenschein
Enthüllt ihr das Geheimnis,
Drin alle Wesen gleich . . .
Draus alles Sein entsprießt,
Drin alles Sein sich schließt.

*

Es liegt die Welt im Schlummer tief —
Euch ist's, als ob sie ewig schlief —

Noch ferne weilt der junge Tag —
 Da letzter Nachtigallenschlag!
 Ihr aber habt's begriffen,
 Das Evangelium,
 Das dieses Frühlings Wundermund
 Den Kreaturen thuet kund —
 Ihr aber habt's begriffen
 Und seid in Wonne stumm!"

*

Da nun die Nächte kamen,
 Die Nächte wunderjüß,
 Wo letzter Nachtigallenschlag
 Die Stunden feiert früh vor Tag
 Und erstes Rosendüften —
 Sehnt sich mein Herz nach Liebe,
 Nach Glück,
 Nach eines Mägdleins weißem Leib
 Zurück . . .

*

Doch ach! Die Rosen düften,
 Es schluchzt die Nachtigall
 Nicht mehr zu meiner Liebe Preis,
 Verdorret ist das Wunderreis —
 Und ob sich ungezügelt
 Die Sehnsuchtsflamme flügelt
 Und um Erhörung wirbt:
 Die Pforte ist geschlossen,
 Ich hab mein Glück genossen,
 Der Gott hat sich verhüllt,
 Und meine Sehnsucht stirbt
 Ach! unerfüllt

*

*

*

Die beiden Strophen aus den „Schwarzen Blättern“,
 in denen sich der Dichter eine dunkle Blüte in gewisser
 Vorahnung seines Geschickes gleichsam selbst auf den
 Grabeshügel legt, lauten so:

Ich weiß — ich weiß: Nur wie ein Meteor,
 Der flammend kam, jäh sich in Nacht verlor,
 Wird' ich durch unsre Dichtung streifen.

Die Laute rauscht. Es jauchzt wie Sturmgesang,
Wie Südwind kost, es gellt wie Trommelflang
Mein Lied und wird in alle Herzen greifen.

* * *

Dann hebt's jäh aus in schriller Dissonanz . . .
Die Blüten sind verdorrt, verprüht der Glanz —
Es streicht der Abendwind durch die Cypressen . . .
Nur Wen'ge weinen . . . Sie verstummen bald.
Was ich geträumt: sie geben ihm Gestalt —
Ich aber werde bald vergessen . . .

* * *

Ich weiß nicht, meine Damen und Herren, ob es Ihnen so geht wie mir, ob Sie den schwermütigen Reiz empfinden, den gerade diese „Meteore“ der Kunst und Dichtung auf den rückschauenden Betrachter ausüben. Und mag dieser Conradi zehnmal ein paar romanartige Gebilde hinterlassen haben, die ein gar beklemmendes Zurückbleiben des künstlerischen Vermögens hinter den gewollten psychologischen Problemen dokumentieren, mag er sprachlich im maßlosen Überschwang der nach neuen Begriffs- und Wortnuancen fieberhaft tastenden Prägungsmanie Sünden begangen haben; gegen die sich nicht nur der ängstliche Hüter der sprachlichen Überlieferung mit guten Gründen zur Wehr setzt — alle berechtigten Negationen können trotzdem nicht gegen das Gefühl aufkommen, daß uns da ein jugendlicher Organismus verloren ging, in dem sich eine neue Welt dichterisch groß zu gebären sehnte. Und darum seien Sie nicht unmutig, daß ich im Verhältnis länger bei der Erscheinung verweilte, als ich selbst eigentlich beabsichtigte; die Überlebenden haben es in der Hand, Tag für Tag sich dem Bewußtsein der Zeitgenossen mit frischen Spuren einzuprägen; dem Toten, der unser war, ein Blättlein liebevoller Erinnerung nachflattern zu lassen, schien mir nicht ungerecht und mindestens verzeihenswert.

Raum des Gymnasiums Grabesthor sich schloß,
 Da wardst Du mein, da ward ich dein Genosß.
 Weil unser Herz in gleichem Wirbel pochte,
 Weil unser Hirn in gleichem Feuer kochte,
 Weil unsrer Lieder schäumend Blut verwandt,
 Schnell reichten wir als Brüder uns die Hand.
 In Briefen lösten wir der Seele Leiden,
 In kühnen Zügen schriebst du Schwur auf Schwur,
 Scharf in das faule Fleisch der Schmach zu schneiden,
 Ein todestreuer Zeuge der Natur —
 Und Ecce homo flamnte deine Spur.
 Kampffreunde so, die nie sich leiblich sahn,
 Ging Jeder vorwärts seine Zukunftsbahn.
 Ging Jeder, seine Gaben zu gestalten
 Und seinem Credo künftig Wort zu halten.
 Mich trog ein Traum, der Liebeslieder sann,
 Du setztest spiz den Seelenbohrer an
 Und bist mit Deinen fünfundzwanzig Jahren
 Tief in die Stollen unsres Ich gefahren.
 Als ich vernahm, Du seist zu Grab getragen,
 Glaubst' ich, die Wetter hätten Dich erschlagen,
 Die Grubengase Deinen Hauch erstickt,
 Als Du der Wahrheit Todesgold erblickt.
 Leb wohl, Conradi! Hohn und Spott verschwirrt,
 Du hast vollbracht, was nicht vergessen wird.
 Dein leid'schwer Leben, Deiner Jugend Pein
 Soll unserm Streben Sporn zur Sühne sein,
 Und schmerztreu denkend früh gefallner Fechter
 Befreien wir die keimenden Geschlechter

* * *

Sollt' es Sie weiter nicht verdrießen,
 Will ich auch gleich in Versen schließen.
 Ganz sicher — Manchem unter Ihnen —
 Ich bin mir dessen wohl bewußt —
 Ist selbst der Name fremd erschienen,
 Und wie Viel nannten ihn mit Lust?!
 Jedoch, warum nur immer sprechen
 Von dem, was längst in Aller Mund?
 Warum nicht eine Lanze brechen
 Für Dichter, die nur Wen'gen kund?
 Die Neugier haßt nach Modenamen,

Wie sie die Zeitung täglich nennt,
Sie liebt die schillernden Reklamen
Und lobt das klappernde Talent.
Was just geschieht Erfolg errungen
Mit flüchtig abgeguckter Kraft,
Was leicht für die Saison gelungen,
Wird hochgeschätzt und angeschafft.
Wer wollte sich darob erbojen,
Der Selbstverständliches begreift?
Wir gönnen dem des Beifalls Rosen,
Den nie des Ruhmes Lorbeer streift.
Es trifft das Schlechte mit dem Guten
Wahllos der Zeitgenossen Ohr —
Und von des Werdestromes Fluten
Erzählt am lautesten das Rohr.
Nicht allzustreng des Tages Götter
Verurteilt lächelnd die Vernunft,
Doch bleiben stets wir eure Spötter,
Zaunkönige der Dichterzunft.
Nicht wahr, verehrte Auditoren,
Sie zürnen mir darum nicht sehr?
Ich bin auf Niemand eingeschworen
Im neuen deutschen Dichterheer.
Und nichts und gar nichts als „M o d e r n e“
Ist nicht die Lösung, die mich freut —
Groß staun' ich an die alten Sterne,
Durch die Jahrtausende verstreut.
Doch innig beb' ich vor Entzücken,
Spür' ich den ew'gen Saft der Kunst
Mit neuem Laub das Leben schmücken
Trotz Fäulnis und Fabrikendunst.
Die Zeit ist schlecht, wir wissens Alle,
Die Zeit ist gut — wie man es nimmt,
Die alte Welt ist im Verfalle,
Die neue schon nach oben schwimmt.
Von all dem Wahren, Guten, Schönen
Bleibt Manches, wie es vordem war —
Viel Andres sucht nach neuen Tönen,
Manch dunkles Ding wird offenbar.
Neu-Shakespeare ist noch nicht gekommen,
Alt-Göthe war erst kürzlich da —

Viel Lichter sind indeß erglommen
 So eigenschön und seltsam nah.
 Wir haben neue Nerven heute,
 Und wer sie nicht hat, fühlt sie nicht,
 Wir haben Dichter urgescheute
 Und manch bedeutendes Gedicht.
 Wir haben Meister, haben Macher,
 Wie schon zu Vater Gottsched's Zeit,
 Der treibt mit seinen Versen Schacher,
 Der liebt die stolze Einsamkeit.
 Ja, meine Herrn und meine Damen —
 Galanter wäre umgekehrt —
 Von urmodernem Dichternamen
 Ward uns ein ganzer Schock bescheert.
 Doch eine Mandel will mir dünken
 Für meinen Vortrag schon zu viel,
 Ein halbes Duzend zu beleuchten,
 Geht selbst nur im Carrièrestil.
 Man darf an Jeden nur so tippen,
 Und ein Gedicht giebt keinen Mann —
 Das sind des kurzen Zyklus Klippen,
 Die nur ein Schelm umschiffen kann . . .

Entschuldigen Sie die plötzliche Versanwandlung,
 geehrte Anwesende, es liegt das einmal so in der Luft
 hier in Zürich, wo die Sage geht, daß hinter jedem
 Baum am Zürichberg ein gottbegnadeter Dichter Ge-
 dichte dichtet — das nächste Mal wollen wir uns, d. h.
 wenn Sie mir wieder das Vergnügen schenken, etwas
 länger wie heute mit und von Joh. Schlaf, Harts,
 Mackay und Detlev von Liliencron unterhalten.

Also auf Wiedersehen!





II.

Hochgeehrte Anwesende! Es wirkt stets ungemein anziehend und weckt besondere Theilnahme, wenn man hört, wie sich ein ausübender, schöpferischer Künstler, der zugleich über sein Schaffen nachdenkt, persönlich über die künstlerische Thätigkeit ausspricht. Derlei individuelle Bekenntnisse sind in den meisten Fällen natürlich unvergleichlich wertvoller als das oft trostlose Geschwätz, in dem sich patentierte ästhetische Weisbolde über die Gesetze des Schönen ergehen, mit welcher Bemerkung geborenen kunstanalytischen Genialitäten vom Schlage eines Lessing, Humboldt, Vischer oder Fechner irgendwie nahe zu treten ich mir nicht einfallen lasse. Kann es beispielsweise etwas Fesselnderes geben, als die Friedrich Hebbelschen von Bamberg herausgegebenen Briefe und Tagebuchblätter, in denen dieser grübelnde Bergliederer seiner schöpferischen Freuden und Leiden die Gesetze, nach denen sich ihm sein und anderer Dichten zu vollziehen schien, bloß zu legen sucht? Und da ich Ihnen heute nun noch von manchem Lyrischen Kunde bringen möchte, aus dem einfachen Grunde, weil auch der Garten der modernen deutschen Gegenwartsdichtung auffallend reich lyrische Blüten gezeitigt hat, so wird es ganz passend sein, wenn ich auch diesmal wieder eingangs einen Rönner und Thäter citiere, der Ihnen allen vertraut ist, nämlich Meister Gottfried Keller.

In einem Briefe an Ferdinand Freiligrath vom 22. Sept. 1850 findet sich folgender Stoßseufzer, der so wahr ist, für echte, ganze Dichter so wahr ist, wie

nur je einer: „Es ist mit der Lyrik eine eigene Sache; sie duldet nur selten eine rivalisierende Thätigkeit neben sich und erfordert ein ganzes und ungeteiltes Leben, um aus dessen edelstem Blute als unvergängliche Blüte hervorgehen zu können. Jedes gute Lied kostet einen schrecklichen Aufwand an konsumierten Viktualien, Nervenverbrauch und manchmal Thränen, vom Lachen oder vom Weinen, gleichviel, und dann wird es einem bogenweise berechnet! Und die sechs Strophen füllen nicht einmal zwei Seiten — da geh' einer hin und werde Lyriker! . . .“

„Da geh' einer hin und werde Lyriker!“ Und sie gehen immer wieder hin und werden Lyriker, die jungen deutschen Dichter, so lange sie es eben aushalten bei dieser innerlich ungemein anspruchsvollen und äußerlich meist so wenig ergiebigen Art des poetischen Kunstschaffens. Ganz sekundäre Faktoren, in Bezug auf die Kunst wenigstens, sekundäre Faktoren, zwingen oder veranlassen die Mehrzahl von ihnen früher oder später, den unverhältnismäßigen lyrischen Kräftenverbrauch erheblich einzuschränken und das Gold ihrer Seele breiter und ökonomischer auszuwalzen, als es die eigentlich lyrische Komprimierkunst gestattet. Sie werden gescheite Prosaisier oder noch gescheitere Bühnendichter, und sie haben ganz recht, denn nur die allerwenigsten von ihnen sind in der Lage, sich der keuschen Muse ausschließlich liebend auf den Schooß zu setzen, in die berühmte „Leier“ zu greifen und zu „singen“ — Lyriker „singen“ bekanntlich immer —

O welche Lust, im Sonnenschein
Ein lyrischer Rentier zu sein!“

Scherz beiseite! Wer es mit der lyrischen Kunst wahrhaft ernst nimmt in diesen von lyrischer Aufnahme-

fähigkeit geradezu überströmenden Zeitläufen, der setzt sich einem schweren Wagnis aus. Er bringt seine wertvollsten Naturgaben und erworbenen Fähigkeiten für lange Zeit, wenn nicht für sein Leben der mehr oder weniger allgemeinen Teilnahmslosigkeit zum Opfer. Doch da diese Thatsache längst zu den trivialsten Trauerfällen des litterarischen und öffentlichen Lebens gehört, will ich ihr wahrhaftig keine Wortträne mehr nachweinen. Genug — wir konstatieren mit staunendem Schütteln des Kopfes, daß die Lyriker im heiligen deutschen Reiche preußischer Façon noch immer nicht ausgestorben sind, daß sich vielmehr im letzten Decennium ein Nachwuchs bemerklich gemacht hat, der davon Zeugnis ablegt, wie die alte deutsche lyrische Natur selbst nicht vermittelst der Mistgabel einer von praktischen Brutalitäten starrenden Gegenwart hat ausgetrieben werden können. Da ist z. B. der Ostpreuße Arno Holz, der so um 87 herum sein „Buch der Zeit“ veröffentlichte, mit einer poetischen Widmung an den damals noch lebenden temperamentösen Kulturhistoriker Johannes Scherr, die mit den burschikosen Worten beginnt:

„Profit, Alter vom Zürichberg,
Nimm dieses Buch und verzeihe,
Daß ich, ein winziger lyrischer Zwerg,
Dir dieses Liederbuch weihe!“

Und der frische alte Herr und gerne mit den größten Hölzern der deutschen Sprache tapfer um sich schlagende Freund und Kenner der Weltliteratur nahm diese Dedikation, wie mir ein Brief aus jener Zeit besagt, mit Vergnügen und voller Anerkennung des gebotenen lyrischen Aprilwetters entgegen! Es herrscht wirklich Aprilwetter in diesem „Buch der Zeit“; epi-

grammatisch=polemische Schloßenschauer, in denen die Zuckerwasserpoeten und historischen Romanfabrikanten, mehr derb als fein freilich, abgefanzelt werden, neben Mailüfterln inniger sonniger Liebeschwärmerei und rauhen Nächten socialer Anklage= und Armeleutpoesie. Das vollendetste und wirkungsvollste Gebilde des Buches ist unstreitig der aus dreizehn Gedichten bestehende Cyklus „Phantásus“. Phantásus ist ein dichtender Träumer aus dem notleidenden Volke, und der ergreifende Reiz dieser lyrischen Schöpfung besteht darin, daß im Wechsel von Gedicht zu Gedicht die widerwärtig trostlose Wirklichkeit, in welcher der arme Poet dahinleben muß, ideell abgelöst wird durch die in weltverklärenden Rhythmen sich ausströmende nächtliche Traumseele eines innerlich reichen, äußerlich blutarmen Enterbten der Gesellschaft. Um dem Gedichtkreis, dessen Kontrastwirkungen nicht zu unterschätzen sind, zu Ihrer Würdigung zu verhelfen, müßte ich ihn natürlich ganz vorlesen, aber dazu fehlt die Zeit. Bedenken Sie immer — drei Stunden und so und so viel Dichter! Es ist schwer, sparsam zu sein, wo die Verschwendung lockt. Also nehmen Sie bitte vorlieb mit einem einzigen Phantasiegebilde des durch wunderbare Schönheitswelten dahinsiegelnden armen Daseinsklaven Phantásus.

„Ich schwamm auf purpurner Galeere
Durchs dunkelblaue Griechenmeer,
Da auf der Insel der Cythere
Traf ich den Juden Ahasver.
Und weiter fuhren die Gefährten,
Er aber ward mein Weggenosß
Und sprach: Nun zeig' ich dir die Gärten,
Die Gärten des Okeanos!
Die Welt, ich habe sie durchmessen,
Doch farblos schien mir Luft und Land;
Nur ein Bild hab' ich nie vergessen,

Nur eins ist wert, daß es entstand:
Das ist die Zuflucht der Verflärten,
Das ist des Meergotts grünes Schloß,
Das sind die wunderbaren Gärten,
Die Gärten des Okeanos!

Ich weiß, du bist ein deutscher Dichter,
Und ewig ruhlos bist du auch,
Wir sind zwei ähnliche Gesichter,
Und um uns weht der gleiche Hauch.
Doch komm, der Kummer, den wir nährten,
Wankt wie ein thönerner Kolosß,
Wenn wir uns tummeln durch die Gärten,
Die Gärten des Okeanos!"

Er sprach's, wir thaten's und die Jahre
Sie rollten tönend drüber her,
Doch immer ist mir's noch, ich fahre
Durchs dunkelblaue Griechenmeer.
O, daß die Götter mir gewährten,
Dereinst, wenn sich mein Leben schloß,
Ein selig Ende in den Gärten,
Den Gärten des Okeanos!"

Später, nach Veröffentlichung seines durch frühe Formgewandtheit hervorstechenden „Buches der Zeit“ spann sich Bruno Holz in allerlei kunsttheoretische Schrullen ein, ließ aus erhabener Wolke Sprüche und Formeln einer algebräischen Ästhetik erschallen wie die tiefsinnige Gleichung: Kunst = Natur — x und verband sich mit seinem Freunde Johannes Schlaf zu einem dramatisch-fiammesischen Zwillingspaar, das gemeinschaftlich die „Familie Selicke“ und andere Bühnenschöpfungen erzeugte, die übrigens in verschiedener Beziehung sehr interessante Leistungen sind, interessant ideell durch peinlichste Beobachtung gewisser Lebensvorgänge, wie sie dem poetisch-litterarischen Phrasenhelden nie gelingen, und interessant formell als gewagte Experimente eines bis in die letzten demütigenden Konsequenzen verfolgten

starrnaturalistischen Stils, wie ihn die konventionellen Wiederfäuer eines vorgeblichen „Idealismus“ aus dem einfachen Grunde stets glücklich vermeiden, weil sie denselben gar nicht fähig sind. Mit der absichtlichen Beschränkung des poetischen Lebenshorizontes in diesen scharf lokalisierten Dramen braucht man sich darum noch lange nicht zu befremden. Daß unsere minutiösen Schilderer der engern Lebensausschnitte, diese Photographen der Litteratur, wie eine oberflächliche und halb wahre Vulgärvergleichung Autoren dieser immerhin ernsthaften Versuche benennt, über größere dichterische Horizonte, über eine Fülle von Stimmungsreichtümern delikaterer Natur verfügen, wenn sie nur wollen, beweisen sie stets dann, wenn sie Theorie Theorie sein lassen und einmal aus dem Vollen ihres Geistes und Herzens schaffen. In der Dichterseele Johannes Schlags z. B. quillt und wispert eine ganz wundervolle Miniaturwelt zartester, allerfeinster Naturdurchspähungen, er weiß von einer Idyllik intimster, in Farben und Formen nuanciertester Art, er hat ein Auge für die winzigsten und doch so reizvollen Verästelungen des organischen, besonders des Pflanzenlebens — er hat gleichwohl auch das seelische elementare Grundempfinden für das große Ganze und für die Einheit all dieser Kleinheiten, und er hat den rechten Humor, den mächtigen Urriesen Makrokosmos mit dem zierlichen Zwerg Mikrokosmos bald possierlich fest und bald patriarchalisch würdevoll spielen zu lassen. Ein solches Hoheslied des modernen Idyllikers Schlag ist sein im „Modernen Mäusen Almanach 94“ veröffentlichter „Frühling“, ein umfangreiches Prosagedicht, in dem der Poet, vom Naturrausch und Allempfinden gleichsam seiner individuellen Beschränkung entrückt, sich in die aller verschiedensten Formen des Daseins verwandelt und diese Wandlungsformen plastisch darstellt.

Weil gerade auch Joh. Schlaf den geistvollen
Kuriositätenjägern der modernen Litteratur oft zu ihren
kostspieligen Zeitungsentrefiletwizen herhalten muß, will
ich Ihnen wenigstens eine kurze, willkürlich gewählte
Probe aus dem „Frühling“ zum Besten geben. Daß
Bruchstück Bruchstück bleibt, ist eben unabänderlich.

„Meiner Einsamkeit entgegen.

So lustig bin ich, so still-fröhlich, so zutäppisch
liebepoll wie ein Kind.

Mit jedem Pulschlag, jedem Leben meines Kör-
pers, mit jeder Bewegung liebe ich die weit und
lustig gebreitete Welt. Und mich lieben die Käfer,
die Blumen und Bäume, mit Summen und Blüten
und Laub, mit Farben und Düften und hundert sanften
Berührungen. Der leise, leise Wind durch Blätter und
Gezweig liebt mich, fühle Schatten und helle, warme
Lichter, blaue Fernen und heitere Nähen, ziehende
Wolken und Wellen.

Zwischen einem Getreidefeld und dem Erlengebüsch
eines Grabens schlend' ich hin.

Hoch ragt es über mich hinauf, hinein in endlose
tiefe, klare Bläue. Lichtglänzendes Laub und wogende,
wellende Halme biegen sich zu mir her, vor mir, hinter
mir, zu beiden Seiten. Ganz, ganz versunken bin ich
in jungem, duftendem Grün; über und über voll gelben
Samenstaubes und feinen Blütengeriefels.

Kühles, wogendes anschniegender Schmeicheln. Weite,
weite jubelnde Bläue. Mückenspiel vor mir her, und
auf blinkendem Gefräusel stille, weiße Blumen . . .

* * *

Hier lieg' ich nun unter einem Weißdorn, spiele
und wandle mich nach Herzenslust.

Ich bin der alte Braaf-Klaas. Bin über achtzig Jahre alt. Weißhaarig, mit rosigem Gesicht und hundert freundlichen Runzeln, sitz' ich vor meiner Thür. Habe lange, rote Strümpfe an, schwarzbauschige Kniehosen und eine hellblaue Weste mit zwei Reihen dicker Silberknöpfe. Starckknochig sind meine Handgelenke, und lässig liegen meine braunrunzligen Hände auf den Knien, breit, behaart, mit dicken, knotigen Fingern und Adern. Sitze vor meinem Haus und zwinkre unter weißen Brauen in die sonnigen Apfelblüten hinein.

Hoch und langgestreckt mit großen, goldig-grünen Moosflecken, hebt sich über mir das mächtige, braunverwitterte Strohdach über der niedrigen Backsteinwand mit ihren weißen Kirschblüten und ihren Fensterchen weit in die blaue Klarheit.

Die Vögel jüngen in meinen Gärten, und oben im Nest, um die Giebeldrachenhöpfe herum klappert der Storch bei der brütenden Storchmutter.

Durch die offene Halbthür aus der Diele weht ein feines blaues Räuchlein vom Herd her in die warme, sonnenzitternde Luft. Mächtige Eichenschränke steh'n da drinn im kühlen Dunkel, zwei Jahrhunderte alt, und massives, rauchverdunkeltes Gerät mit hellbraunen, eingelegten Blumen und Vögeln, und rotbäckige Enkelkinder spielen auf dem glatten Estrich.

Drüben blinkert das Braaf zwischen blühendem Gebüsch durch. Ein Fischewer schwebt still vorüber mit rotbraunem, weitgebauchtem Segel. Über blumenbunten Beeten flimmert die Luft, und der Flieder duftet, und überall arbeiten sie in den Gärten.

Klug bin ich, schlau für Zwölfe, mit meinen blinzelnden, wasserblauen Äugeln, und meine Gedanken

sind geschwätzig und plaudern von meinen achtzig Jahren, plaudern und nehmen Anteil, stillen, spöttischen Anteil. Mild bin ich, freundlich, zufrieden, flug; und hinstämmend müde . . .

*

*

*

Ist das nicht, um eine Wendung aus dem Gebiete der malerischen Kunst zu gebrauchen, eine ganz entzückende „Niederländerei?“

. . . . „Und jetzt bin ich ein Kind.

Zu einem roten Leibchen sitze ich auf einem Schubkarren, ganz eingewühlt in gelbe Blumen unter weißen, tiefhängenden Blüten, freische und patsche mit dicken Ärmchen. Und wieder still. Staune und starre mit weiten, klaren Augen in tausend sonnige Wunder hinein. Erkenne wieder und lerne zu. Und wie Staunen, Lust, Furcht und Begier wunderbar aus mir herausstammeln, wächst leise, leise in mir eine goldig-frische Welt; knospet und treibt und will blühen.

Von tausendfarbigen Hoffnungen jauchzt, braust, leuchtet und umduftet mich die weite Welt, und die blauverhauchenden Fernen locken in unschuldiger, reiner, frühlingsfrischer Pracht, locken so fern, so weit, so wunderbar . . .“

*

*

*

Aus dem Kinde wird er dann zum goldgrünen Käfer mit sechs flinken Beinchen, und so geht es fort durch alle möglichen objektiven Zustände hindurch in der subjektiven Spazierlaune des Poeten, der, mit neuen, ganz fein differenzierten Fühlern ausgestattet, das All und das Eine mit liebenden Organen umflammt — liebend und weltheiter, trotz des großen individuellen Leides, das seine Seele erfüllt.

Hochgeehrte Anwesende — in diesem Augenblicke senkt sich mit Centnerlast wieder das erneute Bewußtsein meines sträflichen Leichtsinns auf mich nieder . . . es ist in der That ein sträflicher Leichtsinn, in ein paar kurzen Vortragsabenden nur den flüchtigsten Reflex des Bildes geben zu wollen, welches die moderne deutsche Dichtung und Litteratur dem aufmerksamen Beobachter darbietet. Stellen Sie sich vor, es macht Ihnen jemand eine Visite mit einer halben Weizenähre, einer Viertel Kornblume und einem Achtel Klatschmohn, pustet Ihnen dabei ins Gesicht und sagt ganz ungeniert: Ich hoffe, daß Sie genug Phantasie besitzen, sich aus diesen drei wesentlichen gelbblauroten Bestandteilen samt Lusthauch augenblicks das im Winde wallende Kornfeld zu vergegenwärtigen, welches ich Ihnen laut Annonce im Züricher Tageblatt zu dieser Jahreszeit zu zeigen versprach. Aber der Leichtsinn hat nun einmal begonnen, ich trage seine Konsequenzen und fahre fort, Ihnen Hälmdchen auszurupfen aus dem Saatmeere der neuen Kunst.

Hälmdchen und meinetwegen auch en passant ein Hühnchen zu rupfen mit denjenigen böswilligen Verläumdern und unwissenden Berichterstattern, die sich jahraus, jahrein bemühen, Wollen und Können der neuen Dichtergeneration in den Augen des Publikums nach besten Kräften zu entstellen und zu verkleinern. Es nützt ihnen das zwar wenig, denn das wahrhaft Lebendige wirkt fort und fort und ringt sich mit Nothwendigkeit allmählich zur entsprechenden Geltung und Würdigung durch — aber es kann trotzdem nichts schaden, diesen Prozeß durch gelegentliche Aufklärungen noch ein wenig zu beschleunigen.

Ich erwähnte Ihnen am ersten Abend schon das in Berlin lebende westfälische Brüderpaar Heinrich und

Julius Hart und zwar auf Grund seiner kritisch-ästhetischen Thätigkeit im Sinne einer schöpferischen deutschen Litteraturentwicklung. Nun, die beiden feinen, starkgeistigen und scharfsinnigen Kritikernaturen sind auch selbst Dichter von nicht zu unterschätzender Bedeutung, und je mehr sie es verschmähen, aus einer angeborenen, unendlich lebenswürdigen Bescheidenheit ihres Wesens heraus nur das geringste Geschrei von sich zu machen, indem sie es weit besser verstehen, andere zur Geltung zu bringen als sich selbst, um so inniger fühle ich das Bedürfnis, ihnen auch hier die einfachste Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und mit allem Nachdruck darauf hinzuweisen, daß das gegenwärtige, für die Zukunft tonangebende Dichtergeschlecht Deutschlands wenige Erscheinungen und Persönlichkeiten aufzuweisen hat, deren gesamte litterarische Wirksamkeit von einer solchen großzügigen, weitlinigen und tiefgehenden Auffassung denkenden Dichtertums Zeugnis ablegt wie dieses hochbegabte Brüderpaar. Aus simpler Lebensnotwendigkeit von Jugend auf im journalistischen Frohndienst thätig, haben sie gleichwohl die geistige Spannkraft besessen, sich zur Feiertagshöhe wahrer, befreiender Kunstübung fort und fort zu erheben und das Wort wieder und wieder an sich zur That werden lassen, daß der Mensch nicht allein vom Brot lebt, sondern von jeglichem Worte des lebendigen Geistes, der in ihm ist.

Julius Harts, des jüngern Bruders, Lyrik liegt in einem Buche vor, das den Titel: *Homo sum* führt. *Homo sum*: das ist hier: ich bin ein Mensch mit gluthvoller Leidenschaft und Sinnenfreudigkeit, und ich bin ein Mensch, dem nichts Menschliches fremd ist, der sich mit der leidenden und erlösungsuchenden Mensch-

heit wesenzeins fühlt, ein Kämpfer im Sinne des Göthischen
Verses aus dem „Buch des Paradieses“ im West-östlichen
Divan:

„Denn ich bin ein Mensch gewesen
Und das heißt ein Kämpfer sein.“

Julius Hart ist nichts weniger als ein naiver,
sondern ein durch und durch sentimentalischer Dichter,
beides im Sinne der bekannten Schillerischen Unterscheidung.
Die Natur ist ihm eigentlich nur der rohe Teig, den
er mit der Gewalt seiner Gefühle durchsäuert, für mein
persönliches Naturempfinden oft zu gewaltsam, da der
Dichter mit dem Schwall seiner Gefühlsausdrücke die
um Rettung ihrer einfachen Unschuld flehende Natur
nicht selten vor lauter inbrünstiger Liebe erstickt. Cha-
rakteristisch für Julius Hart ist sein kräftig entwickeltes
socials Organ; er gehört in erster Linie mit zu
jenem Vortrupp moderner Poeten, die von der socialen
Idee in ihrer ganzen durchdringenden ethischen Be-
deutung erfaßt sind und, ohne sich sonderlich revolutionär
zu geberden, doch ein durch und durch neuartiges ge-
sellschaftliches Bewußtsein aus sich heraus zum Ausdruck
bringen. Mein Freund Julius ist dabei in Rücksicht
auf sein dichterisches Schaffen kein Freund der direkten
Tendenz- und Aktualitätspoesie; er unterscheidet sich
so ästhetisch vorteilhaft z. B. von dem Vortragenden,
der sich infolge allzu hastiger Verarbeitung seiner socialen
und politischen Aufwallungen nicht selten künstlerische
Rohheiten und Kleinartigkeiten zu schulden kommen ließ,
wie sie niemand peinlicher empfindet, als der unglück-
liche Delinquent selbst. Eine durch Lebenswahrheit und
einfache Größe des Stils ergreifende Schöpfung des
Buches „Homo sum“ ist das Heilige-Nacht-Gedicht
des von modernen Zwiespaltempfindungen geschüttelten

einsamen Weltstadtmenschen: „Weihnacht“, das ich Ihnen
jetzt vorlesen werde:

Leuchtend fließt die Nacht
Über Stadt und Feld,
Silberwellen träufeln
Nieder auf die Welt.

*

Weißer Schnee umhüllt
Dicht den tiefen Grund,
Kühl und frostig athmet
Sein erstarrter Mund.

*

In die Luft empor
Blau und zauberrein
Aus der Wintererde
Wällt ein Lichteschein.

*

Und vom Himmel fließt
Milder Traumessglanz,
Flammenblüten gleiten
Aus der Sterne Kranz.

*

Wie die Zauberstadt
In der Silberflut
In dem Ostermeere
Weit und sichtbar ruht:

*

Liegt im kühlen Licht
Dieser blanken Nacht
Weit die Welt in endlos=
Heller Wunderpracht.

*

Stille nun, mein Herz,
So voll Qual und Drang,
Hell in deine Stürme
Tönt der Glocken Klang.

Durch die Lüfte jauchzt,
Durch die Lüfte zieht,
Durch die Lüfte jubelt
Laut ihr Weihnachtslied;

*

Tönt ihr Weihnachtsruf
Über Stadt und Feld
Wie aus Engelsmunden:
„Frieden aller Welt!“

*

Ruhig liegt die Stadt
Wie gebannt im Traum,
Und durch alle Fenster
Glüht der Weihnachtsbaum.

*

O du stille Nacht,
O du heilige Nacht,
Einsam träumend hab' ich
Still mit dir gewacht.

*

Über Wald und Fluß
Führt mich hin mein Traum,
Wo die Fichten düstern
An der Haide Saum.

*

Frost- und schneeerstarrt
Liegt das stille Haus,
Bunte Kerzen glühen
In die Nacht hinaus.

*

Frisch der Tisch gedeckt,
Blütenweiß das Tuch,
Aufgeschlagen liegt der
Psalmen gold'nes Buch.

Doch des Vaters Haupt
Sorgenſchwer geneigt,
Wie der düſtern Weide
Haupt ins Waſſer zweigt.

*

Arbeit Tag um Tag,
Sorge Nacht um Nacht,
Sechzig Jahr im Kummer
Angſtvoll hingebracht.

*

Um der Kinder Glück
Bang und ſchwer an Mut,
Denen er vergoſſen
Seines Herzens Blut.

*

Ohne Raſt und Ruh,
Leise aus und ein,
Tag und Nacht geſchäftig
Trippelt Mütterlein.

*

Lächelnd immerdar
Nicht ſie Jedem zu,
Gießt in alle Herzen
Ihres Geiſtes Ruh!

*

Nur die müde Hand
Zittert ungeſehn,
Über ihre Seele
Fliegt der Herſtnacht Wehn.

*

Wendet ſchmerzerſtarrt
Plötzlich ſtumm ſich ab,
Trocknet eine Thräne
Von den Augen ab.

*

Vor dem Thore weit,
Wo, von Schnee bedeckt,
Sich in langen Reihen
Grab an Grab erſtreckt, —

Sucht ein Auge ſie
Tief im kühlen Grund,
Jugendfriſche Wangen,
Müdgeſchloſſ'nen Mund . . .

*

O du ſtille Nacht,
O du heilige Nacht,
Wo geſchwundnes Leben
Einmal noch erwacht.

*

Da auf Haupt und Sinn,
Aſche niederfällt,
Leid und Not und Jammer
Jeden Trunk vergällt.

*

In der Wüſte Blut,
Blut in jedem Sinn,
Fieſenangeſchmiedet
Siechen wir dahin.

*

Aus zerriff'ner Höh
Über uns es geſt,
Über Welt und Wolken:
„Haß auf alle Welt!“

*

O du heilige Nacht,
O du Nacht des Lugs!
O du Nacht der Weihe,
O du Nacht des Glucks! —

*

Eiſam und verträumt
Hab' ich ſo gewacht,
Sieh, und meine Schulter
Rührt es leiſ' und ſacht,

*

Wie ein Frühlingshauch
Küßt's mein Angeſicht,
Und das Zimmer leuchtet
Mild von zartem Licht.

Still faßt's meine Hand,
Lächelt leis und mild
Und in feuchten Augen
Schwebt mein Spiegelbild.

*

„Armes Schwesterlein,
Weilchen, jung gepflückt,
Im weißseidnen Kleide
Myrthenfranzgeschmückt . . .

*

Mit stilllächelndem Mund,
Wie zur Stunde, da
In bekränztem Sarge
Ich zuletzt dich sah.

*

Wie ein goldner Stern
Schwebst du todeschön
Nieder aus geheimnis-
vollen Sonnenhöhn.

*

Soll ich mit dir ziehn
Hand geschniegt in Hand,
Zu dem lichtumflossenen
Heiligen Wunderland?

*

Liebes Schwesterlein,
Süße Schwester du
Gieß in meine Seele
Deines Geistes Ruh . . .“

*

Leise neigt es sich
Über meine Stirn,
Ein bekanntes Stimmchen
Hör' ich traumhaft schwirren:

*

„Bin euch nimmer fern,
Habe Tag und Nacht
Still in eurer Mitte
Über euch gewacht.

Saß an eurem Tisch,
Brach mit Euch das Brot,
Hab mit euch gelitten
Und gekämpft in Not.

*

Euer Weinen fiel
Dunkel in mein Herz,
Eure Thränen trug ich
Betend himmelwärts.

*

In der Schale Gold
Schwammen sie wie Blut,
Wie ein Opferfeuer
Brannte ihre Glut.

*

Seid getrost und still,
Laßt vom Weinen ab,
Helle Rosen blühen
Euch aus meinem Grab.

*

In die Sonnenluft
Duft'ge Palme steigt —
Hab für euch im Tode
Still mein Haupt geneigt.

*

Gab für euch mein Blut
In die Welt hinaus,
Wie ein Stern nun glänz' ich
Über eurem Haus.

*

Meine Wunden all'
Leid und Todesqual,
Stumm ertrag'ne Schmerzen,
Gifte ohne Zahl —

*

Die mit bittrem Saft
Meinen Leib verfehrt —
Und die Lust, die Freuden,
Die ich, ach! entbehrt:

Engel wurden sie,
Die mit heiligem Schwert
Sonnenaugig schweben
Über euerm Herd,

*

Die durch dunkle Flut,
Sturm und Nebelflor
Euch getreulich führen
Aus der Nacht empor,

*

Bis auf Euer Haupt
Morgenfeuer fließt,
Und in eure Seelen
Freude sich ergießt . . .

*

Weicher Rosenduft
Euer Haupt umschwebt,
Wunderbares Klingen
Euer Herz durchbebt.

*

Still faßt's meine Hand,
Küßt mein Angesicht,
Durch das Zimmer gleitet's
Mild wie Sternenlicht.

Durch die dunkle Nacht
Zieht empor ein Schein,
In die blauen Wolken
Flutet es hinein.

*

In dem Nachtgewölk
Blickt es golden auf,
Wie ein Stern, — und träumend
Schaut mein Geist hinauf . .

*

Leise klingt's mir noch,
Wie ein Weihnachtslied,
Hell von allen Türmen
Tönt der Glocken Klang.

*

Durch die Lüfte jauchzt,
Durch die Lüfte zieht,
Durch die Lüfte jubelt
Laut ihr Weihnachtslied,

*

Tönt ihr Weihnachtsruf
Über Stadt und Feld,
Wie aus Engelmunden:
„Frieden aller Welt.“

Das Bild und die Wirksamkeit jenes Friedensstifters und Tafelbrechers der Menschheit, dessen Geburtsfeier sich für die christlichen Kulturvölker mit dieser glockentönenden Winterweihnacht verknüpft, rein menschlich in dramatischen Formen neu aus sich heraus zu gestalten, ist das Motiv einer Jesusdichtung Julius Harts, von der bis jetzt erst eine Reihe von allerdings sehr bedeutenden Bruchstücken zur Veröffentlichung gelangt ist. Sich mit dem Jesusproblem vom modernen ethisch psychologischen Standpunkte aus dichterisch abzufinden (auch Gerhart Hauptmann trug sich meines Wissens längere Zeit mit der gleichen Idee) zeugt

natürlich wiederum von der im Kleinen, Gemeinen und Alltäglichen mit schmutzigen Fingern herumwühlenden geistigen Verkommenheit und Gefühlsroheit der modernen Dichter, von der Ihnen litterarische Reporter der Zunft und hier und da auch des Katheders mit so reiner Begeisterung jahraus jahrein zu berichten wissen.

Auch das stolze dichterische Unternehmen Heinrich Harts, in einem „Liede der Menschheit“ die Gesamtentwicklung des Menschengeschlechtes in großen epischen Zügen und Bildern vom freien Standpunkte moderner Weltanschauung und Kulturwissenschaft aus dichterisch wiederzuspiegeln, ist ein weiterer Beweis für die anerkannte Thatsache, daß diese neuen deutschen Poeten phantasielos in kleinen und kleinlichen Lebensnebensächlichkeiten herumstochern und von schwungvollen Entwürfen keine Ahnung haben . . . Ohne auf die schon im Plane eine hochwertige Geistesart verratende Openfette, deren Ausführung und Vollendung mir nur selbst für das Lebenswerk eines heute schaffenden Einzelmenschen ein Ding der Unmöglichkeit scheint, hier näher einzugehen, identifiziere ich mich in diesem Fall gern mit dem geistvollen Schweizerischen Dichter und unabhängigen Ästhetiker Karl Spitteler, der einmal über das „Lied der Menschheit“ schrieb: „Heinrich Hart versteht es, seine kulturhistorischen Probleme in Poesie umzuwandeln, denselben herrliche Szenen abzunötigen und uns fast ohne Unterbrechung durch Schönheiten zu geleiten; immer in den kühnsten Erfindungen und Ausdrücken, und mit den gewagtesten sprachlichen Wendungen, denen jedoch der Verstand Rechtfertigung gewährt, nachdem sich die Phantasie von ihnen hat berauschen lassen . . .“

Ich teilte Ihnen gern einige Proben aus den vor-

liegenden Gefängen mit, aber es schmerzt mich, zu kurze Stücke herauszureißen, und zu längeren Zusammenhängen fehlt wirklich die Zeit.

Für heute will ich Ihnen vor Allem noch von zwei echten und ganzen Dichtern der gegenwärtigen deutschen Litteraturperiode ein wenig plaudern, die mir beide besonders lieb und wert sind, obwohl sie menschlich wie künstlerisch ziemlich polarisch divergieren, von John Henry Mackay und Detlev v. Siliencro.

John Henry Mackay, der trotz seiner jungen Jahre (er wurde 1864 in Schottland geboren) schon auf eine sehr reiche dichterische Thätigkeit in Vers und Prosa zurückblickt, wirkt als Autor auf mich wie etwa eine herbe, frühgereifte Schönheit stolzester Art mit etwas harten, klaren und doch tiefen Augen, mit den fesselnden Linien seiner Erfahrungssironie um den Mund auf einen jugendlichen Lebensverliebten wirken dürfte, dessen weiche, träumerisch verfließende, oft getäuschte Blicke das sehnsüchtige Verlangen nach ganzem, wenn auch noch so schmerzlicher Wahrheit ausdrücken, die alle Augen-tribung erbarmungslos lichtet und klärt. Mackays Muse ist die Tochter des grübelnden, vor keinen Konsequenzen zurückweichenden Gedankens, der sich einzig auf die scharfe Schaufel der Erkenntnis stützt, und der flügelspannenden, alle Weiten der Welt durchfliegenden Phantasie, deren perlgraue Schwingen vom roten Blute glühenden menschlichen Mitempfindens tropfen.

Was mir an Mackay vor allem auch imponiert, was ihn mir tief sympatisch macht, ist die außerordentliche Ehrlichkeit seiner dichterischen, seiner litterarischen Physiognomie. Mackay ist ein künstlerischer Charakter von untrüglicher Wahrheit der Persönlichkeit. Ich liebe ihn um seiner künstlerischen und menschlichen Selbsttreue

willen, der es niemals um Blendung, stets nur um Offenbarung zu thun ist. Diese Leute sind selten, und wenn Sokrates bei Plato die „Dichter“ einmal kurzweg als „Schwindler“ bezeichnet, so mag der ernste griechische Weise und Moralist, dem der schöne Schein an sich von so zweifelhaftem Wert erschien, im Hinblick auf viele Dichter, und zwar nicht nur in dem paradoxen, die Phantasiethätigkeit überhaupt treffenden Sinne des Wortes, unzweifelhaft Recht haben, gegenüber Erscheinungen wie z. B. Mackay aber dürfte die lustige, ironische Bezeichnung des seelengroßen athenischen Jugendverführers denn doch etwas gar zu mühsam dahinhumpeln.

Mackay, mit einer Seele voll lauterer Schönheitswelten von Natur ausgestattet, ist, wie die Meisten von uns heute, die sich über tiefe Konflikte nicht leicht hinwegzusetzen vermögen, von der grausamen Häßlichkeit zahlloser Lebensrealitäten der Gegenwartskultur im Besondern und menschlicher Trostlosigkeiten im Allgemeinen tief verwundet worden und gebraucht sein heiliges Menschen- und Dichterrecht, in bald schmerzitternder, bald hohnlachender Sprache das Leid dieser Zwiespaltsempfindung zu klagen. Er ist zwar darum, wenigstens bisher, noch keineswegs als Pessimist zu charakterisieren, man müßte denn diesen beliebten, längst zum litterarischen Coulissenwort herabgesunkenen Ausdruck sehr „vulgär“, also oberflächlich anwenden — er ist weder ein Giacomo Leopardi, noch ein Hieronymus Vorm, welcher letzterer sich ja zwar selbst mit Betonung einen „grundlosen Optimisten“ nennt — die Kampfposition des für sich und alle Einzelnen freudebegehrenden Idealsuchers ist noch viel zu fest in ihm, der außerordentlich geschärfte Blick für die sogenannten „Schattenseiten des Lebens“ — man geniert sich fast, diese sprachlichen Clichéartikel noch

anders als in Anführungszeichen zu gebrauchen — ist nur die Rehrseite seiner sonnenleuchtenden Herzensmedaille. Heiter wie ein Kind hebt er an, das Lied von der Freude zu singen:

. . . Will nun mit heiterem Mund das Lied von der Freude
singen.

Lachen soll es, dies Lied, und wie Schellengeläut soll es klingen,
Wie um zum jubelnden Tanz jeden noch Säumigen zu laden.
Denn ich liebe die Freude! Ich liebe die atmenden Lippen;
Liebe die kleinen Hände, die unter drohenden Klippen
Sich im Wasser der Freude, in sorglosem Übermut baden.

* * *

Liebe die lachenden Augen, aus denen das Leben glänzt,
Liebe die strahlenden Stirnen, um welche der Leichtsinn sich
fränzt,
Welche das Dämmergrauen des Schmerzes noch niemals be-
schienen.

Liebe die Stärke der Schwachheit, die ohne heißes Bemühen
Küßt die Lippen und bricht die Rosen, die ihr — vielleicht
unverdient — blühen —
Ach, heißt doch Leben uns heute: sich Freude verdienen.

* * *

Heilig sei ihnen ihr Recht: sich im Glanze der Stunde zu
freuen,
Selber sich wieder mit jeglichem Tag in der schuldlosen Lust
zu erneuen.

Heilig ihr Recht: zu leben! — zu leben! — in Freude zu
leben!!

Freude — sie ist ein Geschenk, das aus morgenheiteren Hallen
Einstens in sonniger Stunde achtlos hernieder gefallen —
Keiner kann es erringen; und nur wenigen ist es gegeben!

* * *

Dies sei das Lied der Freude . . ."

Dann freilich trübt sich der menschenweltüberschauende
Blick des Dichters, und ein herbes Lied des Schmerzes
entringt sich seiner Brust, das noch einmal gegen das
Ende hin aufleuchtet, in der Hoffnung auf die Zukunft=

tage der großen Gerechtigkeitsfreude,
„Wenn die ächte Freude des Lebens auf allen Stirnen liegt“,
um ganz zum Schluß wieder in den melancholischen
Vers auszuklingen:

„Schweige, du thörichter Träumer, dann bist du schon lange,
schon lange gestorben!“

Die zitierten Strophen entnehme ich „Sturm“, der kleinen Sammlung sozial-revolutionärer Poesien, die den Dichter mit der lodernnden Fackel in der Hand zeigen, wie er den unterdrückten Massen und den Einzelnen vorleuchtet im Kampfe für jenen Freiheitswillen, der die Fesseln mehr oder weniger alter Vorurteile und Vorrechte zu zerbrechen begehrt.

Während Mackays Verse, rein stilistisch und formal genommen — ich persönlich liebe sie gleichwohl fast überall, da sie stets natureigen sind — nicht selten ohne bestimmtes Festhalten der Maße verflattern und das Ohr des strengen rhythmischen Architektonik verlangenden Lesers verletzen, scheint mir der Stil seiner besten Prosaerzeugnisse einfach ein Musterstil künstlerischer Prosa zu sein. Ohne nervös dahin zu hasten und sich etwa gar rasend zu überkollern, wie in manchen originalischen Ausgeburten der neueren Stildecadence, ohne durch die mindeste Bombastik und Manieriertheit eines „modernen“ schriftstellerischen Parvenütums das feinere Gefühl zu beleidigen, schreitet Mackays Prosa fest und bestimmt, immer an der rechten Stelle weise verschweigend, vorwärts, in vollem Einklang mit dem materiellen Substrat. Speziell die deutsche zeitgenössische Litteratur ist doch wahrhaftig nicht so reich an prosaischen Kunstwerken der Erzählung — bloße Unterhaltungslitteratur beliebter Romanschriftsteller kommt in diesem Zusammenhange natürlich nicht in Betracht —,

daß man solche Ausnahmeerscheinungen nicht freudigst zu begrüßen hätte. Daß Mackay — stofflich — nicht seine Befriedigung darin findet, das Senfblei seiner psychologischen Teilnahme nur in die abgründigen Seelentiefen von jungen Damen der „guten Gesellschaft“ niederzulassen, sondern daß er so deflassierten Tendenzen fröhnt, durch das tiefe Elend einer Berliner Kellnerinnenexistenz etwa ein menschliches Herz zu suchen und zu finden, das mag zwar manchen höher gebildeten Chaiselongue-seelen langweilig und peinlich apart vorkommen, für mich ist es fraglos ein großer Vorzug, denn es zeugt rein menschlich von anständiger Vorurteilslosigkeit und künstlerisch von dem großen Blicke, der nach elementaren Leidenschaften und Charakteren fahndet. In dieser Sache könnte sich kein noch so Moderner treffender und boshafter ausdrücken als der sonnenaugige Göthe in dem bekannten venetianischen Epigramm:

„Hast du nicht gute Gesellschaft gesehn? Es zeigt uns dein
Büchlein

Fast nur Gaukler und Volk, ja, was noch niedriger ist“ —
Gute Gesellschaft hab' ich gesehn: man nennt sie die gute,
Weil sie zum kleinsten Gedicht keine Gelegenheit gibt.

Erzählungen wie „Nur eine Kellnerin“ aus den „Modernen Stoffen“ oder Skizzen wie „Mein Freund Hans“ aus dem Sammelbuch „Neuland“, in welcher die Leiden eines mit unmenSchlicher Grausamkeit zu Tode geprügelten Knaben geschildert werden, zählen für meinen Geschmack zu den ergreifendsten und vollendetsten Prosaerzeugnissen der modernen realistischen Litteratur überhaupt. Es hat gar keinen Wert für Sie, wenn ich Ihnen hier von den letzten Prosawerken Mackays, den „Menschen der Ehe“ und der „Letzten

Pflicht“ hastige inhaltliche Resümés gebe; die Handlungen sind ungeheuer einfach, spannende, sensationelle Erfindung verschmäht der Autor als feinerer Künstler; die Auffassung des Problems, die Darstellung des einfachen Vorgangs, die Charakteristik der Menschen ist Alles. Kurze Proben aus so zusammenhängenden Gebilden loszureißen, kommt mir barbarisch vor, und für längere fehlt die schon so karg bemessene Zeit. Doch darf ich Sie unmöglich von John Henry Mackay, dessen Namen Sie wahrscheinlich am meisten in Verbindung mit seinem partienweise großartigen Londoner Kulturgemälde, den „Anarchisten“ gehört haben, Abschied nehmen lassen, ohne Ihnen wenigstens aus dem außerordentlich reichen Schatze seiner individuellen Lyrik ein oder, wenn Sie gestatten, auch zwei Gedichte mitgeteilt zu haben. Viel Phantasie, viel Leidenschaft, viel Gedanken, sehr, sehr viel Stimmung und ein ganzes eigenes Leben hat dieser merkwürdige Dichter zur Verfügung, um seine Gedichte für mich wenigstens so interessant und genußreich wie möglich zu machen. Eigentlich populär ist verschwindend Weniges bei ihm — Gott sei Dank, möchte ich fast hinzufügen, denn das wäre ja geradezu schrecklich, wenn es nicht auch einmal hier und da einen unpopulären Dichter geben würde. Zuerst ein paar Zeilen aus den „Büchtigungen“, ein Herzenserguß von jener Art, wie wir sie so ziemlich bei allen bedeutenden Persönlichkeitsdichtern, die naturgemäß viel kleine Feindschaft der Neidischen und Gewöhnlichen auszustehen haben, in dieser oder jener Form, oft mitten in den sonderbarsten Zusammenhängen eingestreut finden, so eine Art seitwärts ausspucken — verzeihen Sie das harte Wort!

*

*

*

Wer wurde alt und lernte nicht verachten?
 In wessen Ferse stach kein ekler Wurm?
 Und wessen Sohle blieb vom Schmutze rein,
 Der abseits von der breiten Heeresstraße
 Den fremden, selbstgewählten Pfaden folgte?
 Nur einen Schritt thu seitwärts, und schon siehst Du,
 Wie eine Schaar dir folgt mit hämischen Mienen.
 Wer sind sie, jene? Frechheit auf der Stirne,
 Spott auf der Lippe, Meid im kalten Herzen.
 Wer sind sie? — Das sind jene, welchen selbst
 Die Gabe und die Kraft der That verjagt,
 Und die nun davon leben, daß sie roh
 Herunterziehn, was wir — die Andren — thun.
 Nur Diener sind sie unsrer Kunst, doch boshaft
 Verschmugen das Gewand sie, dessen Schleppe
 Zu tragen sie sich selbst erniedrigten.
 Sie hören nie die Wahrheit; glauben Herren
 Zu sein, wo sie nur Diener sind; und Richter,
 Wo sie nur Knechte, denn — sie sind gefürchtet.
 O wie ich diese Feiglinge verachte!
 Ich werfe ihnen diesen Handschuh hin.
 Wer sich gezüchtigt fühlt, hebe ihn auf!
 Vielleicht, daß dieser Schlag die Glut der Scham
 In ihre Stirnen treibt, die lange schon
 Verlernten zu erröten. — Wie, du meinst,
 Wir sollten, mit dem Fuß beiseit sie schiebend,
 Zu unserm Ziele lächelnd weitergehn?
 Ja, du hast Recht. Doch einmal sei auch ihnen,
 Im Namen derer, welche gleich uns denken,
 Als erstes und als letztes Wort, das wir
 An diese würdelose Schar verschwenden,
 Die Wahrheit kurz gesagt: sie sollen wissen,
 Wie tief, wie schneidend tief wir sie verachten!



Und nun vielleicht eins von den mächtigen symbolischen
 Phantasiestücken aus „Erde und Welt“, diesen mit
 riesenhaften Schattenflügeln dahinrauschenden Gedichten
 wie der kraftschäumende „Gesang des Meeres“ oder der
 unheimliche „Flug des Todes?“ Oder soll ich lieber ein

Liebeslied wählen, wie sie Mackay auch mit den aus-
erlesensten Stimmungsaromen geschaffen? Oder ein
schönheitperlendes Trinklied wie die sehnsuchtsvolle
„Heimliche Aufforderung“ aus dem „Starken Jahr“?

Auf, hebe die funkelnde Schale
 Empor zum Mund,
Und trinke beim Freudenmahle
 Dein Herz gesund.
Und wenn du sie hebst, so winke
 Mir heimlich zu,
Dann lächle ich, und dann trinke
 Ich still wie Du . . .
Und still gleich mir betrachte
 Um uns das Heer
Der trunkenen Schwäger — verachte
 Sie nicht zu sehr.
Nein, hebe die blinkende Schaale,
 Gefüllt mit Wein,
Und laß beim lärmenden Mahle
 Sie glücklich sein.
Doch hast du das Mahl genossen,
 Den Durst gestillt,
Dann verlasse der lauten Genossen
 Festfreudiges Bild,
Und wandle hinaus in den Garten
 Zum Rosenstrauch —
Dort will ich dich dann erwarten
 Nach altem Brauch,
Und will an die Brust dir sinken
 Oh du's erhofft
Und deine Küsse trinken,
 Wie ehemals oft,
Und flechten in deine Haare
 Der Rose Pracht —
O komme, du wunderbare,
 Ersehnte Nacht!



Aber nein, den „Flug des Todes“ müssen Sie noch hören, verehrte Anwesende, er ist durch seine innere Form, durch den ganzen Tonfall des Rhythmus, ebenso wie durch die Art der Phantasie, die an Doré gemahnt, zu charakteristisch für Macfays Verfkunst:

Der Flug des Todes.

Nacht lag auf dunklen Hügeln,
Da flog auf leichten Flügeln
Stillschwebend der Tod einher.
Er flog die Erde vorüber.
Ihn quälte ein Wunsch, ein trüber,
So flog er hin zu dem Meer.

* * *

Ihm folgte die Verwesung.
Und weinend floh die Genesung
Vor seinem Fluge her.
Es zog ihn hinauf zu dem Himmel,
So flog er vorbei dem Gewimmel
Der Menschen, und über das Meer.

* * *

Er kam zu einem Sterne,
Der lag der Erde ferne
Und Licht umlohte ihn hehr.
Da mußte der Tod sich wenden
Und flog mit leeren Händen
Weiter über das Meer.

* * *

So flog er von einem zum andern
Der Sterne in schweigendem Wandern,
Und die Hände blieben ihm leer.
Sein Antlitz ward starr und dräuend,
Doch stetig die Kraft sich erneuend
Flog weiter er über das Meer.

* * *

So kam er zur Grenze der Welten,
Wo brandend die Wogen zershellten
Und keine Küste mehr.

Da mußte den Flug er enden,
Und rückwärts die Fittiche wenden
Weit über das wallende Meer.

* * *

Und wieder mußte er schreiten
Durch ungemessene Weiten,
Vorbei an der Sterne Heer,
Vorbei an dem strahlenden Lichte,
An dem sein Wunsch zu nichts
Geworden, und über das Meer.

* * *

Und hinter ihm schwanden die Himmel.
Da über der Menschen Gewimmel
Stand er, gewaltig und hehr.
Und spannte die eisernen Hände
Und wußte des Mordens kein Ende,
Und hinter ihm rauschte das Meer.

* * *

Aufweinend starb die Genesung.
Und neben ihm stand die Verwesung,
Und die Hände wurden ihm schwer.
Da mußte der Dräuende enden,
Und flog mit vollen Händen
Zurück zum verlassenen Meer.

* * *

Noch lag Nacht auf den Hügeln,
Als er mit müden Flügeln
Stillschwebend zog einher.
So flog er die Erde vorüber.
Ein Morgen kam, ein trüber,
Da stand er über dem Meer.

* * *

Zum Schlusse des heutigen Abends erbitte ich mir,
selbst wenn es dadurch etwas später werden sollte, Ihre
freundliche Aufmerksamkeit noch für einen lebenden
deutschen Dichter, dessen reifes und großes Können
wenigstens einigermaßen zu würdigen ich für die unab-

weisbare Pflicht jedes Litteraturfreundes halte, der an den Besten seiner Zeit nicht teilnahmslos vorüberzugehen wünscht.

Ich meine Detlev v. Viliencron. Natürlich könnte ich Ihnen über den Mann mehr wie eine Brochüre vorerzählen und wenn ich Ihnen gar durch ausreichende Proben ein Bild seines Schaffens vorführen wollte, so müßte ich selbstverständlich einen besondern Viliencroncyclus veranstalten. So viel Herrlich-Röstliches ist in ihm, und so sehr liegt er mir am Herzen. Was nun hier thun, wo der schäbige Fuhrmann Zeit mit dem magern Klepper Mangel Ihnen ein Fuder Gold aus der Ferne vorfahren und ausschütten soll? Mit drei „schmückenden Beiwörtern“ und etwa einem Gedicht dem poetischen Millionär und Verschwender Viliencron gerecht werden zu wollen, wäre etwa das Gleiche, wie durch ein Bild und drei Epitheta den Farbindichter Böcklin bezeichnen zu wollen. Man müßte über die ganze banaußische Glachheit eines litterarischen Faiseurs à la Max Nordau verfügen, um so etwas mit gutem Gewissen oder dreister Stirn fertig zu bringen. Ich kann mir in diesem Falle, um mich nicht der ärgsten Windbeutelei bezichtigen zu müssen, nur durch ein paar inbrünstige Subjektivitäten helfen, die Sie mir halt glauben müssen... aber besser wär's, wenn Sie nicht nur zu glauben brauchten, wenn Sie wüßten, wie dieser Viliencron selig macht. Ja selig — den freilich nur, der überhaupt aus der Kunst seine tiefsten Beseeligungen zu schöpfen vermag. Für die Andern, die Kalten, die Nichtigen, ist das eben Kaviar oder, da der Kaviar heute, glaub' ich, billiger ist als zu Shakespeares Zeiten, meinetwegen kandierte Heliotropen. Wohl, zur Sonne wenden sich auch die duftigen Blütenaugen der Viliencron'schen

Poesie — zur Sonne göttlicher Lebensfreude und umfassenden Mitgefühls mit allem Lebendigen. Wenn ich Vilencron aufschlage, mag es sein wo es will, und eine Zeile von ihm lese, so überkommt mich dieses urkräftige Behagen, wie es eben nur der reine, unverfälschte Naturgenuß, menschliches und künstlerisches Freiheits- und Wahrheitsgefühl und das nur durch den feinsten Humor und Lebensstakt gemilderte Sichgehenlassen einer übersprudelnden Individualität zu erzeugen vermögen. Dieser holsteinische Dichterfreiherr ist für mich nahezu ein Wunderthier. Und ich will Ihnen auch sagen warum. Er hat als deutscher am Ende des XIX. Jahrhunderts lebender Staatsbürger das Rätsel gelöst, für sich eine respectable naive Potenz zu bilden und sich menschlich-dichterisch, ohne von des Gedankens Blässe angekränkt zu sein, naturgemäß auszuleben. Das ist an sich ein Faktum zum Himmelhochjauchzen, wenn auch gleich darauf das zum Todebetrübtsein sich einstellt, wie wir Andern und mit uns ganze Generationen jungen Lebens von vornherein durch wahnsinnige Schablonendressur der dürren formalistischen Abstraktion in unsern innersten harmonischen Triebkräften geknickt worden sind. Nun, ganz hat uns der gefräßige Göze, der große Vampyr-göze der staatspädagogischen Naturentfremdung denn doch nicht zu verschlingen vermocht — und wenn uns auch unter Aufgebot aller unserer letzten Anstrengungen nur bitter wenig von uns selbst zu retten blieb, so reicht das Wenige doch gerade noch aus, um den echten Kindern und Kündern des flammenreinen, schönheitsblühenden Naturevangeliums, den wahren Dichtern und Künstlern aller Zeiten und unserer Zeit, und unter ihnen auch einem Detlev v. Vilencron mit warmen Opferhänden den purpurenen Trank unserer Begeisterung

auszugießen. Ich weiß, Sie werden mich vielleicht einen überschwänglichen Enthusiasten schelten: o bitte, thun Sie es, Sie sagen mir damit nur, daß ich noch lieben kann, was in meinen Augen Liebe verdient, und zwar lieben, ohne nach rechts und links zu schauen, ob mir meine Liebe auch von der greisen Päpstin Litteraturzunftgeschichte und von der augenkneifenden Splitterrichterin Tageskritik allergnädigst gestattet wird. Es hat mir nie Freude gemacht, sei es auf welchem Gebiete es sei, einen Kultus da mitzufeiern, wo mein Herz nicht selbst am Blicke der Götter sich entzünden konnte — alles bloße Lippenwerk und Nachbetergeplapper ist mir in tiefster Seele zuwider, und Heuchelei wird doch wahrhaftig dadurch nicht weniger häßlich, wenn sie der Schönheit gilt. Aber was noch nicht in den ehrwürdigen Litteraturgeschichtsbüchern als klassisch angepriesen steht, darüber zuckt man Ihnen die Achseln, oder davor warnt man Sie sogar, weil erst fünfzig bis hundert Jahre darüber vergehen müssen, bis man es reglementsmäßig im Kolleg traktieren und gründliche Dissertationen darüber anfertigen darf; das ist ja auch so viel, viel wichtiger als einen lebenden Dichter, und wäre er der besten einer, auf Herz und Nieren zu prüfen, seine Kunst zu erkennen und aus seinem Füllhorn unbefangen zu genießen. Ich trage offen gestanden nicht Modergeist genug in mir, um über der Vergangenheit die Gegenwart zu mißachten — im Gegenteil, mag Bewunderung und Liebe mich wieder und wieder einladen zum Genuß und zur Versenkung in die Kunst- und Litteraturwerke früherer Zeiten — das was heute, wo ich selber wandle im Lichte, um mich herum aus dem Boden keimt und sprießt und sich zu prangenden Blütenbäumen auswächst, das liebe ich noch mit einem ganz besondern

Gefühle, noch viel unmittelbarer, anschmiegsamer, nahvertrauter — und der ehrenwerte Herr Wagner aus Faust soll der Versenkung entsteigen und vor mir einen kreuzfidelten Purzelbaum schlagen, wenn das nicht ganz natürlich ist . . .

Als unsre liebe deutsche Frau Dichtkunst der Umarmungen verschiedener schönrednerischer Ritter vom Pegasus einmal wieder gründlich satt war, ergab sie sich dem Maler und Bildhauer Jocundus Quodlibet und gebar darnach in Holstein einen Sohn, der hieß Detlev Freiherr v. Viliencron und war längere Zeit preussischer berittener Adjutant und Infanterie-Hauptmann, ehe er zum pensionsberechtigten „Dichter“ mit Anführungszeichen avancierte. Dichter ohne Anführungszeichen war er freilich schon vom Mutterleibe an gewesen — aber daß er als Dichter erst austrat im Alter vollausgereifter Männlichkeit, das war wirklich ein Glücksfall für ihn und uns und jenen Abstraktionstempel, den wir feierlich „deutsche Nationallitteratur“ benamten. Er erschien uns gleich als fertiger Künstler, der mit reichem Erfahrungs- und Anschauungsmaterial souverän wirtschaften und die ästhetisch wenigstens zweifelhaften Hilfsmittel der rhetorischen Jugendphraseologie fröhlich entbehren konnte. Viliencron ist im Götheschen Sinne ein Dichter der sinnlichen und imaginären Eindrücke, ich glaube, er weiß gar nicht, was Abstraktion ist. Jedenfalls steht er mit diesem schemenhaften Wesen als Künstler auf gespanntestem Kriegsfuß. Und so hat Alles Hand und Fuß und Leib und Farbe und Gestalt bei ihm — und mit schönklingenden Redensarten wird nicht geraschelt.

Viliencron ist ebensowohl Prosa-Künstler wie Vers-Künstler, wenn auch letzteres in ausgedehnterem Maß-

stabe. Er hat uns schon vier Gedichtsammlungen geschenkt, die „Adjudantenritte“, die „Gedichte“, den „Haidengänger“ und die „Neuen Gedichte“, und er läßt einen aus den Überraschungen über die sprudelnde Fülle der Motive und Situationen und die erquickende Frische und Kraft der Darstellung nicht herauskommen. Eine detaillierte Charakteristik seiner eigentümlichen Phantasierichtungen und individuellen Lebensanschaulichkeiten kann ich Ihnen, wie gesagt, hier nicht geben . . . bemerken will ich nur das Eine, daß „Amor und der Tod“ kein übles zusammenfassendes Sujet für einen Ziliencrongrabstein abgeben würde. Sie sehen, bei möglichst lebenden deutschen Dichtern denkt man unwillkürlich gleich an den Grabstein. Das ist die Folge unseres entarteten litterarhistorischen Vorstellungsvermögens. „Amor und der Tod“ — auf allen Wegen und Stegen huscht und flüht ihm der nackte kleine Kerl mit Pfeil und Bogen zwischen den Beinen durch, im Kornfeld wie im Ballsaal, im Café wie in der Bauernschenke . . . lachend und weinend, träumerisch und toll, sein geflügelter Adjutant, und der Tod in allen möglichen Garnituren ist, glaub' ich Stubenbursch beim Hauptmann Ziliencron — wenn der Herr Hauptmann ruft, steht er schon in der Thür, kerzengrad, entweder einfach trostlos oder er schneidet ein schreckliches Gesicht, führt eine schauerliche Kapriole auf und läßt im Nu eine ganze Kompagnie hoch- und niedrig-geborener Erdenbürger sämtlich als gemeine Gerippe vor seinem Herrn und Meister antreten . . . aber nicht nur das, er wird auch auf einmal ein Genius, eine blasse junge Frau und stützt das müde Haupt tieftraurig auf die Schulter des Dichters. Ziliencron hat in der That eine ganze Reihe ergreifender oder grotesker moderner

Totentanzbilder und drüber und drunter und zwischen-
drein diesen nicht endenwollenden Gestaltenzug von
Liebesgöttern und Göttinnen als da sind: Prinzessinnen,
Kuhmägde, Kellnerinnen und Comteßen wie es grade
kommt im Leben und Dichten eines Mannes, bei dem
die Liebe zur Kunst mit der Kunst zu lieben einen so
frischpulsierenden Verkehr unterhält. Der Erotiker Vilieneron
vor allem überschüttet uns mit einer solchen Flut
wilder Feldblumen und zarter Edelgewächse aus den
Fluren der Faune und aus den Gärten der Aphrodite,
daß wir duft- und farbenberauscht ein Hosiannah an-
stimmen der Liebeskraft, die sich derart in entzückenden
Liedern auszuschwelgen und die Welt mit künstlerischen
Wonnethaten zu bereichern vermag.

Daß der Soldat auch im Dichter Vilieneron
noch gehörig sein Wesen treibt, nachdem er den Offiziers-
rock ausgezogen, nimmt weiter nicht Wunder, denn
wir merken auf Schritt und Tritt, daß der Berufsmilitär
in diesem Fall auch ein Herzensmilitär war:

„Und Trommeln und Pfeifen, das war mein Klang,
Und Trommeln und Pfeifen, Soldatengesang,
Ihr Trommeln und Pfeifen, mein Leben lang
Hoch Kaiser und Heer!“

Ja, Detlev v. Vilieneron ist ein guter monarchischer
Patriot und geht für seinen Kaiser durch alle Feuer.
„Mein Kaiser und mein Vaterland, sie sind mir zwei
heilige, unverrückbare Sterne. Aber alles Parteigezänk
ist mir in den Tod zuwider“ heißt es an einer Stelle
seines „Mäcen“. Ich teile zwar des Dichters Schwärmerei
in diesem Falle nicht ganz, da ich z. B. von meiner
Militärzeit wesentlich unerquicklichere Eindrücke für mein
Leben mitgenommen habe und mich auch für das herr-
schende Kaisertum, das mir, soweit der Einblick gestattet

ist, der geistigen Bedeutsamkeit zu entbehren scheint, nicht recht zu erwärmen vermag, aber das ist ja wirklich unter Kunstkameraden ganz egal, und betreffs des „Parteigezänks“ bin ich entschieden der gleichen Meinung wie Freund Viliencron. Wenn ich zudem dann wieder Stellen bei ihm finde, die mich bei der vorurteilslosen Urwüchsigkeit seines Gefühls gar nicht überraschen, wie diese im „Mäcen“: „Ich glaube, wenn ich nur einen Tag hungern müßte, würd' ich Sozialdemokrat, schlänge Menschen tot, raubte, was ich bekommen könnte, um mich satt zu essen“, so bin ich ganz versöhnt und strecke vor der rührenden Naivetät des Dichters in sozialen und politischen Angelegenheiten beschämt und überwältigt die Waffen. Der eben erwähnte „Mäcen“ ist ein ganz eigentümliches prosaisches Mischprodukt aus wundervollen Erzählungen, Skizzen und konfessionellen Temperamentsausbrüchen über Kunst, Litteratur und Leben in Deutschland, die ein geradezu köstliches Persönlichkeitsaroma ausströmen. Wie wenn ein Bismarck in persönlichen Briefen sich über die Kreise seiner Beobachtung und Erfahrung ausläßt, mit dieser drastisch elementaren Stilfrische des geborenen Antiphilisters schreibt da auch ein Viliencron sich seinen Haß und seine Liebe in Dingen des künstlerischen Gewissens von der Leber weg. Das Buch sollten Sie lesen.

Vorlesen will ich Ihnen von Viliencron zum Schluß des heutigen Abends nur ein Ball- und Walzergedicht mit anschließender Tête à tête-Pointe und drei kurze Spruchgedichte auf drei bedeutende künstlerische Persönlichkeiten Ihres engeren Heimatlandes, die Ihnen wieder und wiederum beweisen mögen, daß vor allem auch das künstlerische Mitempfinden keine Schlagbäume und keine staatsformellen Unterschiede kennt. Künstlerseelen finden

sich auf der ganzen Welt, denn sie alle kennen eine Freiheit, die weder von dieses Gottes, noch von jenes Volkes Gnaden ist, sondern von der besondern Talent-Facon, die keusch das Geheimnis ihrer ewigen Vaterschaft in der Brust verbirgt.

Festnacht und Frühgang.

Schleifende Schleppen und schurrende Schuhe,
Wie sie auf spiegelnder Glätte sich drehn,
Flatternder Schnurrbart und fliegende Schöße,
Wie sie vorüber den Ballmüttern wehn!
Unter krystallinen Kronen und Kerzen
Schlagen die Schläfen und hämmern die Herzen,
Schimmert der Nacken Geleucht im Gewirre,
Funkelt der Steine Geflacker, Geslirre.
Hinter den Tanzenden her wie die Häfcher,
Leicht wie die Falter, die Rosentaunäfcher,
Folgen verkappt Amoretten dem Flor.
Hörner und Harfen und Flöten und Geigen
Fachen die Flammen im lodernden Reigen
Höher empor.
König der Tänze in Schlössern und Scheunen,
Trübsalverdränger auf Lehm und Parkett,
Prinz und Plebejer, Student und Philister,
Bürger und Bauer, Zivill, Epaulette,
Alle, sie Alle sind von Dir begeistert,
Hast Du voll Schwung ihren Schlender gemeistert,
Alle sind trunken auf wohligen Bahnen
Zeigt die Musik Deine lustigen Fahnen!
Aber die Huldinnen erst auf der Erden
Können nicht glücklicher, sehnender werden,
Treibst Du sie an immerzu, immerzu:
König der Tänze dem Höchsten, Geringsten,
Sommers, am Herbsttag, im Winter, zu Pfingsten,
Walzer, bist Du.
Und mit dem schönsten, dem fröhlichsten Mädchen
Walz' ich heut Abend zum andern Mal schon,
Eben erst traf sie mein leuchtendes Auge,
Und meine Seele hob hoch sie zu Tron.
Aus der Umgürtelung enger Verkettung

Laß ich nicht locker, hier ist keine Rettung,
 Und ich verspüre so holdes Entzücken,
 Muß ihr das Händchen ganz sanftiglich drücken,
 Bin ich im Himmel, ich fühl' ihre Finger
 Zärtlicher spannen, die Seligkeitsbringer,
 Und meine Liebe nimmt stürmisch Besitz.
 Als ich mich endlich am Platz ihr verbeuge,
 Schlag aus den Wimpern ihr, bündiger Zeuge,
 Zündender Blitz.
 Nehraus und Ende, der Braus ist vorüber,
 Und es entleert sich allmählig der Saal,
 Letztes Gutnacht, Durcheinander und Trinkgeld,
 Schon in Kapuzen und Mänteln und Shawl,
 Schläfrige Kutscher, die gähnend sich recken,
 Rasch von den Pferden gezogene Decken,
 Licht und Laternen und Räumen und Rufen,
 Niederwärtssteigen auf marmornen Stufen.
 Nur meine Tänzerin fand nicht den Wagen,
 Hab ich ihr gleich meinen Schutz angetragen,
 Hüllte sie ein in den leichtesten Pelz.
 Ach, das Figürchen im Zobel zu schauen,
 Sonniger Maitag im Gletschertrachtgrauen,
 Jugend und Schmelz.

* * *

Wir wandern durch die stumme Nacht,
 Der Tamtam ist verklungen,
 Du schmiegst an meine Brust Dich an,
 Ich halte Dich umschlungen.

*

Und wo die dunklen Mpern stehn,
 Ernst wie ein schwarz Gerüste,
 Da fand ich Deinen kleinen Mund,
 Die rote Perlenküste.

*

Und langsam sind wir weiter dann,
 Weiß ich's, wohin gegangen.
 Ein hellblau Band im Morgen hing,
 Der Tag hat angefangen.

*

Um Ostern war's, der Frühling will
 Den letzten Frost enttronen.

Du pflücktest einen Kranz für mich
Von weißen Anemonen.

*

Den legtest Du mir um die Stirn,
Die Sonne kam gezogen
Und hat Dir blendend um Dein Haupt
Ein Diadem gebogen.

*

Du lehntest Dich auf meinen Arm,
Wir träumten ohn' Ermessen.
Die Menschen all im Lärm der Welt,
Die hatten wir vergessen.

*

*

*

Die Kunstgrüße des niederdeutschen Holstenfreiherrn
an Ihre drei schweizerischen Landsleute lauten so:

An Konrad Ferdinand Meyer.

Ein goldner Helm in wundervoller Arbeit —
In einer Waffenhalle fand ich ihn
Als höchste Zier.
Und immer liegt der Helm mir in Gedanken,
Des Meisters muß ich denken, der ihn schuf —
Bin ich bei Dir.

An Gottfried Keller.

Spät lernt' ich erst Deine Gedichte kennen,
Das will mir in die Seele brennen,
Hätte mehr köstliche Stunden gewonnen,
Wär' ich schon früher getaucht in den Brunnen.
Ein Dichter wie Du wird im deutschen Land
Nur langsam, langsam, langsam bekannt.
Ein echter Dichter, das wirst Du wissen,
Kämpft mit unglaublichen Hindernissen;
Dich mein' ich, nicht den Dichterschund,
Diesen Tausend- und Abertausendbund,
Der jährlich das Vaterland überschwemmt,
Sich in jedes Wurstblättchen klemmt,
Der wird gelesen und gleich verstanden —
Ein Dichter wie Du, aus der Schönheit Landen,

Ach, wie hat der zu rudern, zu ringen,
Bis er sein Schiff kann ans Ufer bringen.
Wenn er nicht wie die andern schreibt,
Sich jeder Dummkopf an ihm reibt.
Zetern alle: Herrje, Herrje,
Der wandert ja nicht auf der alten Chaussee.
Der schlürft ja nicht in unserm Pantoffel,
Der ist hirnverbrannt, schreien Heinz und Stoffel.
Und die Lumpenkerle richten ihn schnell,
Schlagt ihn zu Boden, er ist ein Rebell.
Meister Du siegest! — Und einerlei
War Dir der Hämiſchen Unfengeſchrei.
Auf der Schulter das mächtige nackte Schwert,
Lehnst Du an Deinen Tempelherd.



An Arnold Böcklin.

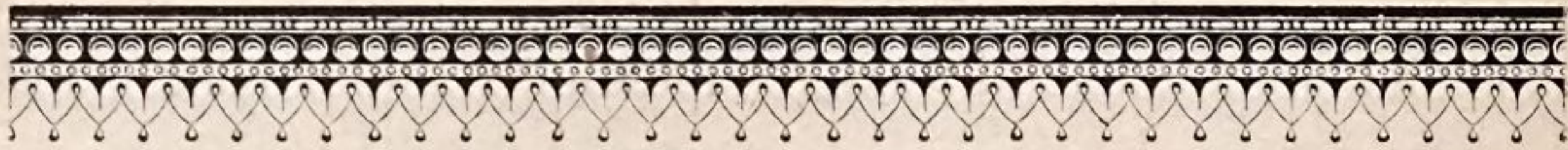
Wie haben die Menschen Dich ausgelacht
Und ihre albernen Wiße gemacht,
Dich Jahrzehnte lang verkannt,
Dich nur mit Hohn und Spott genannt.
Bis schließlich einer den Bann gebrochen
Und das erlösende Wort gesprochen:
Ihr Herren, was redet ihr immerzu,
Laßt doch endlich den Meister in Ruh!
Der hat, was selten oder nie
Die Maler und Dichter in unserer Zeit,
Und sind sie noch so klug und geſcheit,
Ihr Eigenſtes nennen — Poſie."



So grüßt der Detlev Viliencron
Die Meister auf ihrem Meisterthron.
Und wo er Thäter der Schönheit findet,
Er freudig ihnen sein Kränzlein windet,
Denn neidiſch, mißgünſtig von Herzensgrund
Ist nur der Stümper, der bißſige Hund.
Und ſo ſie Euch überreden wollen,
Daß wir „Jungen“ den „Alten“ kein Lob mehr zollen,
Daß wir ſie verdammen in Bausch und Bogen,

So ist das — gut deutsch gesagt — einfach gelogen.
Ich bitte Sie, sehn Sie sich selber an
Auf Thaten und Vieder den einzelnen Mann
Und trauen Sie Keinem, der Sie bemunkelt,
Es sprühe der Haß, wo die Liebe funktelt.
Wir han's, ob sie leben nun, ob sie gestorben,
Mit den süßlichen Leisetretern verdorben,
Mit den Heuchlern und Hämlingen allzumal
Marchieren wir nicht in den Göttersaal.
Doch Keinem zerzausen wir seinen Kranz,
Der ein ganzer Mann und ein Dichter ganz,
Ist's nun ein Seliger, ist's ein Moderner,
Steh er uns näher, steh er uns ferner,
Das ist uns über die Maßen gleich,
Wir reichen die Hand uns im Künstlerreich.
So leben Sie mir denn wohl für heute
Und seh ich Sie nächstesmal wieder hier,
Bekommen Sie frische Dichterbeute
Aus dem modernen Mäusenrevier.





III.

Hochgeehrte Anwesende! Man kann aus sehr verschiedenen Gründen fremde Autoren anführen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß es recht häufig geschieht, um die eigene Gedankenarmut und Ausdrucksverlegenheit mit der Fülle fremden Reichtums geschickt zu drapieren; man hüllt die eigene Schwäche in den Mantel fremder Kraft. Diese Krückenzitate mögen oft ganz zweckmäßig sein, für die Humpelgeister jedenfalls, nur klappern sie stets nach Dürftigkeit und ehren den Anwender wenig. Aber man kann auch aus eitel Lust und Freude am Treffend-Gesagten zitieren; man entdeckt bei einem Schriftsteller einen Passus, der uns so bekannt anmutet, als hätten wir ihn vor einiger Zeit selbst geschrieben, oder als wollten wir ihn eben selbst schreiben, wenn auch mit ein paar andern Worten vielleicht; man spürt einen holden Genuß an der merkwürdigen Übereinstimmung der Gedanken und glaubt seinen Bruder im Geist am entgegenkommendsten dadurch zu grüßen, daß man ihn mit seinen eigenen Worten zitiert. So habe ich es kaum nötig, den bekannten französischen Kritiker Jules Lemaître zu Hülfe zu rufen, wenn ich ihn gleich anführe; das, was er sagt, ließe sich meines Erachtens noch viel pointierter und geistreicher wenden, aber ich möchte die lebenswürdigen Worte doch hier wiederholen, die Lemaître, ein Mann, der sich selber mehr zu den sogenannten „Alten“ rechnet, erst vor Jahresfrist, im Frühling 1894, auf einem Studentenbankett zu Paris gesprochen hat:

„Meine lieben Freunde“, sagte er, „laßt uns Duldsamkeit üben in der Litteratur. Und mögen die Jungen, die zwischen zwanzig und dreißig Jahren, nicht allzu-
rasch diejenigen als litterarische Schwachköpfe verurteilen, die zwanzig Jahre früher gestrebt und gerungen haben. Aber auch wir Alten müssen duldsam gegen die Jungen sein. Wir müssen anerkennen, was in ihren Übertreibungen an Selbstlosigkeit und Großherzigkeit enthalten sein kann, hüten wir uns davor, daß eine gewisse Geistessträgheit oder eine noch viel schlimmere Feigheit uns blind und engherzig mache. Wir müssen es uns abgewöhnen, jeden als einen dummen Jungen oder gar als einen Feind zu betrachten, der das Schöne nicht in gleicher Weise versteht und empfindet wie wir selbst, das Schöne, über dessen Definition die Philosophen seit 2400 Jahren noch nicht einig geworden sind . . .“

Also der „alte“ Lemaître ist für die gegenseitige Toleranz der verschiedenen litterarischen Generationen. Wer wäre nicht dafür, der gerecht denken möchte? Ich persönlich erinnere mich nie einen andern Standpunkt eingenommen oder betont zu haben. Ich bin ebenso für gegenseitige Toleranz der verschiedenen litterarischen „Richtungen“ und „Strömungen“ oder wie man das Ding immer benennen mag. Ich glaube in Sachen der Kunst nur an die alleinseigmachende Religion des Talents. Vom echten Talent zum Halbtalent und Stümper hinüber giebt es freilich für mich keine Toleranzbrücke. Da gilt für mich in vollem Umfange das Distichon des Grafen Platen:

„Menschliche Schwäche verdient Nachsicht in der Sphäre des
Handelns,
Wer im Gesang schwach ist, schlage die Leier entzwei!“

Man muß aber die gegenseitige Toleranz der litterarischen Richtungen und Generationen nicht allzu weichlich und verschwommen auffassen . . . Die gerechte Würdigung der Talente, welchem Alter oder welchem Kunstkreise sie angehören, darf meines Erachtens den ehrlichen Kampf um neue Ideale und neue Formen nicht ausschließen. Man wird diesen Kampf mit Takt führen, und dieser Takt wird zunehmen in dem Maße, als die Billigkeit gegen Andersdenkende in uns wächst, aber es gefällt mir nicht, wenn man bloßen äußerlichen Rücksichten zu Liebe seine dem Bisherigen und Üblichen vielfach widerstrebenden Lebens- und Kunstanschauungen ängstlich verleugnet und sich zu jenen allzu wohlfeilen Kompromissen herabläßt, die den Persönlichkeitswert beeinträchtigen und die starke Geburt neuer Schönheitsfinder empfindlich stören. Es fällt sicher keinem von denen, die aus innerster Notwendigkeit zu neugearteten künstlerischen Ausdrucksformen neigen, nur im Traum ein, die eigene, selbständige Fassung des poetischen Problems als das einzigwahre Schiboleth aller Kunst in Zeit und Ewigkeit ausposaunen zu wollen — dies markt-schreierische Ausposaunen besorgen die scheußlich maskierten Budenharlefine der Litteratur, die ihr angeborenes Tamtamtalent just vor dem Tempel der Mäusen zu verwerten wünschen; wohl aber dürfen alle ernstarbeitenden Sucher neuer Tafeln und Thaten der Schönheit verlangen, daß sie in ihrem Streben und in ihren Leistungen proportional zu den Schwierigkeiten, die sie sich selbst auferlegen, gemessen und gewürdigt werden. Und da werden Sie mir wohl zugeben, meine verehrten Anwesenden, daß es denn doch ein wenig höhere Ansprüche an Kraft und Wertschätzung stellt, ein talentvoller, beziehungsweise genialer Neuerer zu sein, als ein noch so begabter Nach-

wandler großer Vorgänger. Seien Sie überzeugt: es gehört — um mich weniger geirnpnphysiologisch als populär auszudrücken — mehr Gehirnschmalz und mehr Schneid dazu, mit diesen Fluten von neuen mächtigen Eindrücken, wie sie tiefe Erkenntniswandlungen und Kulturmwälzungen über uns werfen, künstlerisch zu ringen, als einfach dem Ideen-, Gefühls- und Formenbau der großen, künstlerischen Dolmetscher einer abgeschlossenen Kultur allerhand feinsinnig-vornehme Anhängsel hinzuzufügen. Und auch das ist über allen Zweifel erhaben: man braucht über kein Talent ersten Ranges zu verfügen und kann doch als Epigone einer vergangenen Blütezeit Werke von sogenanntem Geschmack und sogenannter Reife schaffen, ohne Intellekt und Nerven dabei sehr in Unkosten zu stürzen — und man kann ein ziemliches Maß von Genialität und künstlerischer Energie sein eigen nennen und sich doch an den Versuchen, neue künstlerische Eroberungen zu machen, ganz gehörig die Zähne ausbeißen.

Glauben Sie denn nicht, daß es für junge dichterische Talente der Gegenwart weit bequemer wäre, zu zwitschern wie die Alten jungen, und damit Gott befohlen? Als sich hinzusetzen und sich, weiß Gott, abzuquälen, der neuen Eindrücke, die durch das Erleben, Durchfühlen und Betrachten einer neuen Vorbereitungszeit unmittelbar auf sie einstürmen, nach Möglichkeit künstlerisch Herr zu werden? Und daß wir gerade heute in eine Zeit hineingeboren sind, die einen wahren Wirbelsturm neuer Empfindungen und Erregungen auf uns losläßt, in eine Zeit, die im Zerlegen alter und im Erzeugen neuer Gebilde ganz Erstaunliches leistet, in eine Zeit, die von einer chronischen Fragezeichenepidemie heimgesucht ist, während die genesungbringenden Ant-

worten meist noch im dunklen Schooße der Zukunft schlummern — ja, sollen wir Dichter etwa so thun, als ob uns das gar nichts weiter angehe, die Hände in den Schoß legen und immerwährend abgeleierte Melodien vor uns hintrillern, während uns vor eigenen, schmerzhaften und wonnevollen schier die Brust zerspringen möchte? Das kann übrigens Jeder machen, wie er will — wem es behagt und wer es sans phrase fertig bringt, der mag das Zeitbewußtsein für sich völlig unter den Tisch wischen, sich dauernd auf dem Isoliersockel der Ewigkeit aufpflanzen und in die absolute Schönheitsharfe greifen, ich wünsche ihn nicht im Mindesten zu stören, behalte mir vielmehr den Luxus vor, ihm auch von Zeit zu Zeit Gesellschaft zu leisten — aber im Allgemeinen muß ich zu meiner ewigen Schande gestehen, daß ich mich als Kind meiner Zeit fühle, daß ich mit dieser meiner Mutter leide und genieße, und daß es mich vorderhand am wohlverwandtesten zu denjenigen unter den lebenden Dichtern hinüberzieht, die mit tieferem Verständnis in dem Antlitz gerade dieser unserer Zeit gelesen, die Runen ihrer Grams- und Lächelsalten entziffert und ihr das künstlerische Erlösungswort in irgend einem bedeutenden Momente einmal entlockt haben.

Es gibt ein gewisses Fluidum, das alle Werke von hervorragendem, nicht nur äußerlichem Zeitcharakter durchdringt und das ihnen damit noch ganz und gar nicht das Gepräge der Dauerhaftigkeit zu rauben braucht . . . im Gegenteil. Die Bestandteile dieses Fluidums sind auf kulturpsychologischem Wege ungefähr zu ermitteln, aber es würde mich viel zu weit führen, wollte ich Ihnen hier auch noch die geheimnisvollen kulturehemischen Prozesse analysieren, die sich in den modernen Litteraturen auf das getreueste wieder spiegeln.

Ich habe Ihnen vielmehr versprochen, noch von einigen bestimmten Erscheinungen der neuen deutschen Litteratur ein Stündchen mit Ihnen zu reden, vorwiegend von solchen, die in dieser oder jener Hinsicht es verstanden haben, den „neuen Ton“ anzugeben und die, nach ihren unsicher tastenden Jünglingsversuchen nunmehr über die Schwelle des Mannesalters gelangt, als litterarische Physiognomien von hervorstechender Eigenart mehr oder weniger festzuhalten sind. Man hat Ihnen sicher schon zur Genüge den Satz wiederholt, daß es der modernen Litteratur vor allem an Humor mangle, und diese Behauptung ist im großen Ganzen bisher nicht mit Entschiedenheit zu widerlegen gewesen, wenngleich der Erklärungen für dieselbe so zahlreiche und plausible sind, daß ich den Strick der Anklage daraus denn doch nicht zu drehen vermöchte. Für einen oberflächlichen Heiterkeitshumor als leitendes litterarisches Prinzip bedanke ich mich gründlich. Der Humor im tieferen Sinne aber ist vor Allem ein Produkt großer Überwindungen individueller und sozial-kultureller Art, und diese persönlich zu erlebenden Überwindungen in Weltanschauung und Stilisierung mächtiger Gedanken- und Gefühlsvorgänge bis zur souveränen Beherrschung der Stoffe und Formen müssen ganz gehörig ihre Zeit haben. Seien wir vorläufig zufrieden, wenn wir hier und da die lautere Flamme des künstlerischen Humors aufzucken sehen über dem trüben Wirrwarr der Zeit-Dinge und verschließen wir uns nicht der tröstlichen Perspektive, daß über kurz oder lang, wenn Alles gut geht, wenn Frau Zeit und Herr Genius es mit Glück und Gloria wenigstens zur silbernen Hochzeit bringen, diese einzelnen Flämmchen zu einem herzdurchwärmenden und hirnbefreienden Feiertagslicht wahrhaft humoristischer Dichtungen zusammen-

schießen. Ich sage „humorisch“ und nicht „humoristisch“, da unter letzterer Adjektivflagge bekanntlich auch der Reifeonkel, die Knallerbse oder Du sollst und mußt lachen und die mehr komische als kosmische, zwerchfellerschütternde Haringsbändiger-Humoreske segelt.

„Auf einem weißen Tierfell kugeln sich
Ein nacktes Kind und ein defekter Globus.
Die blondgelockte Kleine setzt bedächtig
Sich oben auf des Nordpols eisige Spitze —
Und dann —: Hallo! Mit Jauchzen und Beinstrampeln
Fährt sie hernieder in das zottige Fell! —
Und gar nicht müde wird das Kind des Spiels:
Es ist ganz außer sich vor toller Freude,
Daß Gott der Herr die Welt so rund geschaffen . . .
Wie herrlich läßt mit dieser Welt sich spielen!“

Das kleine poetische Genrebild, dessen Sujet in malerischer Hinsicht etwa einem Franz Stuck ganz gut „liegen“ dürfte, ist von Otto Erich Hartleben. Es kam mir gerade bei unserer „humorischen“ Zukunftsperspektive in den Sinn. Der echte humorische Künstler steht, wenn auch schmerzgereifter und weltbewußter, in verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem mit der Erdkugel herrlich spielenden nackten Kinde . . . er treibt es im Grunde nicht viel anders, er spielt freiherrlich mit Sonne, Mond und Sternen, mit der Menschheit, mit sich selber und dem Bopf der eigenen Würde, der ihm hinten hängt. Mit dem humorischen Schalk befindet sich auch mein engerer Landsmann und weiterer „Vetter“, der Hannoveraner Otto Erich Hartleben, auf gutem Verkehrsfuße. Zwar ist er bisher noch längst nicht durchweg Humordichter. Ich würde auch wahrhaftig den Dichter und vor allem den zeitgenössischen Dichter mit sehr skeptischen Augen mustern, der sich mir mit ca. 30 Jahren als vollausgewachsenen Humoristen

präsentieren würde. Ich würde ihn etwas auf den geistigen Hochstapler hin untersuchen. Aber starke humorische Wesenszüge sind längst bei Hartleben bemerkbar, durch alle herbe Gesellschaftssatire und sentimentale Lebensironie hindurch, in einigen Produkten sogar schon merkwürdig rein. Hartleben ist Prosa-künstler, Dramatiker und lyrischer Dichter. Seine Lyrik ist lebenswahr, oft graziös, floskelfrei und da, wo sie Geltung hat, unpathetisch wie der ganze Mann. Ein interessantes Geschenk hat er litterarischen Feinschmeckern gemacht mit seiner freien kongenialen Verdeutschung des Pierrot Lunaire von dem belgischen Parnassien Albert Giraud. Pierrot Lunaire ist ein Buch phantastischer Mondstrahllyrik voll grotesken Humors und bald drolliger, bald schauerlicher Gefühlsbizarrerien. Doch fehlt es auch an reinen, zarten Stimmungsbildern nicht. Jedes der durchweg dreistrophigen und vermittelst bestimmter Verswiederkehr zu geschlossenster Architektur geformten Gedichte ist ein Bild für sich, meist in seltsam scharfen Grundfarben mit gespenstisch zitternder Beleuchtung ausgearbeitet. Hartlebens geschmackvolle, dem Gewöhnlichen ausweichende, sprachliche Technik bewährt sich hier in einschmeichelnder Weise. Einmal wird der Mondesstrahl zum Fiedelbogen bei einer im offenen Gehäuse ruhenden Geige:

Die Violine.

Der Violine zarte Seele,
Voll schweigend reger Harmonien,
Träumt nun im offenen Gehäuse
Nachzitternder Erregung Träume.

Wer wird aus solcher Ruh sie rühren
Auf's neu mit Schmerzensmächt'gem Arm,
Der Violine zarte Seele
Voll schweigend reger Harmonien? —

*

Ein feiner zager Strahl des Mondes,
Mit letzten Schmerzen süßer Qual
Ironisch tändelnd — reizt und reget
Leis mit dem silberhellen Bogen
Der Violine zarte Seele.

*

Der Dramatiker Hartleben schuf bisher mehr oder weniger satirische Komödien der modernen Gesellschaft, „Hanna Jagert“, „Angele“, die „Erziehung zur Ehe“, „Ein Ehrenwort“ und die flotte Ibsenparodie: Henrik Ipse, der Frosch. Ich kann hier natürlich nicht auf die einzelnen Dramen eingehen. Hartleben benutzt die Bühne vor allem zur schneidenden, phrasenlosen Charakteristik der sogenannten konventionellen Lügen. Wie die Mehrzahl der jüngeren Schriftsteller von Talent und Namen aus dem schwülen Schooße der Bourgeoisie hervorgegangen, kennt er ihre Schwächen und Hinterhalte aus eigenster Erfahrung und Anschauung zu gut, um sie nicht mit drastischer Lebenswahrheit und starker Pikanterie in den Personen und Dialogen seiner Dramen voll überlegenen Hohnes auszuprägen. Eines seiner Steckenpferde, auf dem er mit eifriger Grazie herumreitet, ist die „höhere Tochter“ und ihre moderne Durchschnittserziehung auf die passende Partie; und das Lustige ist, wenn ich Ihnen die gewissermaßen passendsten Partien aus Hartlebens Schriften etwa zur Probe vorlesen wollte, so müßte ich sans gêne die gewissermaßen „unpassendsten“ Partien aussuchen. Auch würde ich Ihnen gern von den ausgelassenen Prosaerzählungen des

Schäfers Hartleben vielleicht die gelungene Geschichte „Vom gastfreien Pastor“ zum Besten geben, in der die wunderbar geheimnisvolle Synodalreise eines unschuldig-braven hannoverschen Rechtgläubigen aus Stolberg-Bernigerode a/Harz nach der sündigen Stadt Magdeburg geschildert wird, mit einer gewiß kostbaren Laune und einer stilistischen Ehrbarkeit bei aller entzündenden, pardon! entsetzlichen Frivolität des Inhalts, daß sie für die deutsche Litteratur speziell eine Art Ereignis bedeutet; — einen Maupassant hatten wir bisher nur im liederlichen Gallien, nicht in den ernsthaften Dichterregionen des Teut — aber wir haben leider diesmal keine Zeit, uns dies feuchte Vergnügen zu gönnen, und dann, Sie kennen ja auch den Götheschen Vers:

Man darf das nicht vor keuschen Ohren nennen,
Was keusche Herzen nicht entbehren können . . .

woraus sich für den vorliegenden Fall die „passende“ Variante zurechtdrehseln ließe:

„Man darf das nicht vor Publikus citieren,
Was sich daheim behaglich läßt goutieren.“

Machen wir also eine von diskreter Hochachtung erfüllte Abschiedsverbeugung vor dem pikanten Harzkäse der deutschen Litteratur Otto Erich Hartleben, nach dessen humorischen Zukunftsthaten ich nicht ohne Lüsternheit ausschau, und gehen wir zwei, drei Schritte im Geiste mit seinem schon berühmteren dramatischen Kollegen, dem schlesischen Riesengebirgsdichter G e r h a r t H a u p t m a n n.

Ich darf wohl annehmen, daß Sie über Leben und Entwicklungsgang Gerhart Hauptmanns durch die zahlreichen ihn betreffenden Zeitungs- und Journalartikel einigermaßen orientiert und durch Lektüre der Inhaltsangaben oder gar der Dichtungen selbst mit der:

Art und dem Stoffkreise seiner Dramen im großen Ganzen vertraut sind. Ich kann es mir deshalb an dieser Stelle ersparen, auf litterarisch bekannte Dinge meinerseits zurückzukommen, zumal ich, wenn ich überhaupt anfangen wollte, auf die einzelnen Leistungen des Weberdichters näher einzutreten, Ihre Zeit und Aufmerksamkeit ziemlich lange in Anspruch nehmen und jedenfalls den mir von vornherein gesteckten Rahmen dieser Plaudereien unverhältnismäßig überschreiten müßte. Sie wissen, daß Gerhart Hauptmann, der jetzt in der ersten Hälfte der Dreißiger steht, sich in kurzer Zeit durch schnell aufeinanderfolgende Theaterdichtungen die Beachtung weitester Kreise verschafft und seinen Namen zu dem einer internationalen Litteraturgröße emporgeschwungen hat. Zwar gibt es natürlich ehrenwerte „Kollegen“ (das Wort „Kollege“ hat in der That oft etwas sehr Rührendes, nicht wahr?), wie z. B. den großen Berliner Litteraturrevolutionär und ungetreuen Moses des Naturalismus, Herrn Konrad Sittenfeld — Alberti, die es in den Nagel auf den Kopf treffenden Charakter schilderungen des allzu exklusiven Rivalen einem gläubigen Zeitungspublicum gar zu gern nahe legen möchten, daß dieser ganze Hauptmannruhm oder -Kummel, wie sie sich etwa mit feinsüßlicher Sprachgewalt auszudrücken belieben, so unter der Hand für ein gutes Trinkgeld hintenherum erschlichen und erspektakelt sei, aber es gibt doch auch noch hie und da Athener und nicht nur Böötier in der Welt, Athener, die sich von dergleichen litterarischen Würdigungen nicht so simpel bestechen lassen und die an der zu dick aufgetragenen Bosheit eines hämischen Schreibschelms keine sonderliche Freude erleben. Sie werden es mir als relativ selbständiger poetischer und litterarischer Individualität zutrauen, daß ich kein kritikloser

Blindling gegenüber Gerhart Hauptmann bin, dessen beträchtliche künstlerische Kapazitäten mich natürlich vom ersten Momente seines litterarischen Auftretens an lebhaft beschäftigt haben, zu einer Zeit schon, als kaum ein Duzend engere Litteraturmenschen in Deutschland nur von der Existenz dieses Tasters und Suchers nach neuen dramatischen Werken wußte. Wenn man seiner Zeit die wildphantastische epische Jugenddichtung Hauptmanns, sein „Promethidenloos“, zufällig gelesen hatte, diese qualmende Feuersäule des radikalsten Idealismus, von der vielleicht drei Leute in Deutschland kritisch Notiz nahmen, und dann nach einer mehrjährigen Periode von demselben Manne den „Sonnenaufgang“ zu Gesichte bekam, so mochte man sich schon ungefähr von dem Kampfe der litterarischen Energieen in diesem Hirn einen annähernden Begriff machen. Da von der ersten Aufführung des Sonnenaufgangdramas, in Berlin 89, mag man sich nun im Einzelnen zu der ästhetischen Wertung gerade dieser etwas klobigen *pièce de résistance* stellen wie man will, thatsächlich eine Art Epoche dramatischer Entwicklung in Deutschland datiert, die, akademisch gesprochen, ihre harmonische Entfaltung freilich erst noch zu finden hat, so bereitet es Ihnen vielleicht heute schon ein gewisses rückschauendes Vergnügen, wenn ich Ihnen aus meinen Zeitungsausschnitten (ich mache mir auch zuweilen solche) nur den Anfang eines kritischen Resumés aus der alten guten demokratischen „Volkszeitung“ in Berlin citiere, das sich mit eben jener Erstausführung beschäftigt. „Die Freie Bühne,“ heißt es dort eingangs, „scheint mit der Aufführung von Gerhart Hauptmanns socialem Drama „Vor Sonnenaufgang“ doch die Nervenstärke eines Teiles ihrer Mitglieder überschätzt zu haben. Die hiesigen Montagsblätter berichten

ziemlich einmütig, daß die Mehrzahl der Zuschauer von Abscheu und Empörung erfüllt gewesen sei.

Das „Kleine Journal“ schreibt u. A.: „Die „Freie Bühne“ hat gestern dem Walhalla-Parodie-Theater in's Handwerk gepfuscht, denn eine schneidendere Parodie auf die Auswüchse der Zola- und Ibsenjünger als in dem Stücke: „Vor Sonnenaufgang“ ist nicht leicht denkbar. Aber Herrn Gerhardt Hauptmann ist es furchtbar ernst mit seinem sozialen Drama, und das ist das Traurigste an dem unsäglich traurigen Sonntag Mittag, den wir gestern erlebten. Hier handelt es sich — was vor Allem festgestellt werden muß — nicht um die Streitfrage „Naturalismus oder Idealismus“, hier soll diesmal auch nicht über die Berechtigung und die Grenzen der sogenannten „realistischen“ Schule diskutiert werden, sondern in erster Reihe (jetzt geben Sie Acht auf das wahrhaft große sittliche Pathos des „Kleinen Journals“!) gegen die Schamlosigkeit einer „Literatur“ (in Gänsefüßchen) Einspruch erhoben werden, welche unsere Schauspielhäuser zu Matrosenfneipen herabwürdigt und unter falscher Flagge Miasmen ausströmende Contrebande führt. Als gestern nach den Akttschlüssen trotz des entschiedensten Protestes des größten Teiles des Publikums ein junger, hagerer, aufgeschossener Mensch vor dem Vorhang erschien und sich dadurch als Verfasser denunzierte, so war man ganz erstaunt, daß in einem so jungen Kopfe eine so unsaubere und unreine Phantasie lebe! (Ausrufungszeichen!) Das Unsauberste und Ekelhafteste, das Unheiligste und Unkeuschesten wird da auf die Bühne gezerrt.“

In diesem einem großstädtischen Klatschblatt so „harmonisch“ anstehenden Tone keuscher und heiliger

Enttäuschung geht es dann noch einige Spalten weiter, mit denen ich Sie aber, trotzdem sie eines tragikomischen, zeitpsychologischen Interesses nicht entbehren, verschonen will. Ich möchte Ihnen statt dessen von dem „jungen hageren, aufgeschossenen Menschen“ und strafbarem litterarischen Selbstdenunzianten mit der unsauberem und unreinen Phantasie ein paar Stellen aus seiner novellistischen Studie: „Der Apostel“ und, da ich aus den Zusammenhängen seiner individual-psychologischen und sozialkritischen Dramen nicht wohl einzelne Szenen oder Dialog-Abschnitte loslösen kann, lediglich die lyrische Seligkeitschilderung aus „Hannele Matterns Himmelfahrt“ hier mitteilen.

Manche von Ihnen erinnern sich vielleicht noch des sonderbaren modernen Heiligen — sein bürgerlicher Name ist Gutzzeit — der vor fünf, sechs Jahren von einer Italiendurchpilgerung zurückkehrend auch Zürich passierte und hier einige Tage durch sein von der europäischen Durchschnittstracht abweichendes Kostüm öffentliches Aufsehen erregte. Gerhart Hauptmann, der damals in Göttingen lebte, lud den Mann zum Nachessen ein und sah ihn sich bei der Gelegenheit mit seinen klugen, eindringenden Augen etwas näher an, nicht ohne zu versäumen, ihn mündlich gehörig nach seinem Dichten und Trachten auszuforschen. Eine Frucht dieser gastlichen Aufnahme ist die erwähnte kleine Studie „der Apostel“. Ich skizziere flüchtig den Vorgang und lasse dann, soweit die Zeit es erlaubt, den Dichter, mit Auslassungen versteht sich, selbst berichten. Der Apostel ist spät Abends in einer Dachkammer der „Taube“ abgestiegen, hat nur wenige Stunden, von den Anstrengungen der Gotthardfahrt in seinem überreizten Nervensystem erschüttert, unruhig geschlafen und steht ganz in der

Frühe — es ist Pfingstmorgen — auf, um zu Berge zu gehen. Der Dichter schildert, wie er sich ankleidet, welche Erinnerungsbilder aus seiner Schulzeit dabei in ihm auftauchen und fährt dann fort: „Die Sandalen saßen fest. Er legte den Strick, der die weiße Frieskutte zusammenhielt, um die Hüften und eine Schnur rund um den Kopf. Auf dem Hausflur der Herberge war ein alter Spiegel angebracht. Einen Augenblick im Vorübergehen hielt er inne, um sich zu mustern. Wirklich! — er sah aus wie ein Apostel. Das heilige Blond der langen Haare, der starke, rote, keilsförmige Bart, das kühne, feste und doch so unendlich milde Gesicht, die weiße Mönchskutte, die seine schöne, straffe Gestalt, seinen elastischen, soldatisch geschulten Körper zu voller Geltung brachte.

Mit Wohlgefallen spiegelte er sich. Warum sollte er es auch nicht? Warum sollte er sich selbst nicht bewundern, da er doch nicht aufhörte die Natur zu bestaunen in Allem, was sie hervorbrachte? Er lief ja durch die Welt von Wunder zu Wunder, und Dinge, von anderen nicht beachtet, erzeugten in ihm religiöse Schauer. Übrigens nahm sie sich gut aus, die Neuerung dieses Morgens: Man konnte ja denken, diese Schnur um den Kopf habe den Zweck, das Haar zusammenzuhalten; daß sie einem Heiligenschein ähnelte, hatte nichts auf sich; Heilige gab es nicht mehr, oder besser: Der Heiligenschein kam jedem Naturerzeugnis, auch dem kleinsten Blümchen oder Käferchen zu, und dessen Auge war ein profanes Auge, der nicht über Allem solche Heiligenscheine schweben sah. — Auf der Straße war noch niemand: Einsamer Sonnenschein lag darauf; Hie und da der lange, ein wenig schräge Schatten eines Hauses. Er bog in ein Seitengäßchen, das bergan stieg, und klomm bald zwischen Wiesen und

Obstgärten hin aufwärts. Bisweilen ein hochgiebliges, altväterisches Häuschen, ein enges, mit Blumen vollgepfropftes Hausgärtchen, dann wieder eine Wiese oder ein Weinberg. Der Ruch des weißen Jasmins, des blauen Flieders und des dunkelbrennenden Goldlackes erfüllte stellenweise die reine und starke Luft, daß er sie wohligh in sich sog, wie einen gewürzten Wein.

Er fühlte sich freier nach jedem Schritt.

Wie wenn ein Dorn aus seinem Herzen sich löste, war ihm zu Sinn, als es ihm das Auge so still und unwiderstehlich nach außen zog. Das Dunkel in ihm ward aufgesogen von all dem Licht. Die Köpfchen des gelben Löwenzahn, gleich unzähligen, kleinen Sonnen in das sprießende Grün des Begrandes gelegt, blendeten ihn fast. Durch den schweren Blütenregen der Obstbäume schossen die Sonnenstrahlen schräg in den wiesigen Grund, ihn mit goldigen Tupfen überdeckend. So honigsüß dufteten die Birken. Und so viel Leben, Behaglichkeit und Fleiß sprach aus dem verlorenen Summen früher Bienen.

Sorgfältig vermied er im Aufsteigen irgend etwas zu beschädigen oder gar zu vernichten, was Leben hatte. Das kleinste Käferchen wurde umgangen, die zudringliche Wespe vorsichtig verscheucht. Er liebte die Mücken und Fliegen brüderlich, und zu töten — auch nur den allergewöhnlichsten Kohlweißling — schien ihm das schwerste aller Verbrechen. Blumen, halbweil, von Kinderhänden ausgerauft, hob er vom Wege auf, um sie irgendwo ins Wasser zu werfen. Er selbst pflückte niemals Veilchen oder Rosen, um sich damit zu schmücken. Er verabscheute Sträuße und Kränze; er wollte alles an seinem Ort. Ihm war wohl und zufrieden. Nur daß er sich selbst nicht sehen konnte, bedauerte er. Er

selbst mit seinem edlen Gange, einsam in der Frühe auf die Berge steigend: das hätte ein Motiv abgegeben für einen großen Maler —: und das Bild stand vor seiner Phantasie Allmählig war er so über die Dächer der Häuser hinausgekommen. Er stand ruhend still und hatte alle Pracht unter sich. Eine Erschütterung überkam ihn. Ein Gefühl tiefer Zerknirschung brannte in ihm, angesichts dieser wundervollen Tiefe. — Lange ließ er das verzückte Auge umherschwelgen: — über Alles hin, zu der Spitze des jenseitigen Berges, dessen schründige Hänge zartes, wolliges Grün umzog. — Hinunter, wo die veilchenfarbne Fläche des Sees den Thalgrund ausfüllte, wo die weichen, grasigen Uferhügel daraus hervorstiegen, grüne Polster, überschüttet, so weit die Sehkraft reichte, mit Blüten und wieder Blüten. Dazwischen Häuschen, Villen und Dörfer, deren Fenster elektrisch aufblitzten, deren rote Dächer und Türme leuchteten.

Nur im Süden, fern, verband ein grauer silberner Duft See und Himmel und verdeckte die Landschaft; aber über ihm, fein und weißleuchtend, auf das blasse Blau der Luft gelegt, schemenhaft tauchten sie auf — einem ungeheuren Silberschab vergleichbar — in langer sich verlierender Reihe: die Spitzen der Schneeberge. Dort haftete sein Blick — starr — lange. Als er ihn los ließ, blieb nichts festes mehr in ihm. Alles weich, aufgelöst. Thränen und Schluchzen.

Er ging weiter. — Von oben her, wo die Buchen anfangen, traf das Geschrei des Aukucks sein Ohr: jene zwei Noten, die sich wiederholen, aussetzen, um dann wieder und wieder zu beginnen. Er ging weiter, nunmehr für sich und grüblerisch. Mysteriöse Rührungen waren ihm angesichts der Natur nichts ungewöhnliches,

so stark und jäh wie diesmal indes, hatten sie ihn noch niemals befallen. — Es war eben sein Naturgefühl, das tiefer und stärker wurde. Nichts war begreiflicher, und es that nicht not, sich darüber hypochondrische Gedanken zu machen. Übrigens fing es an, sich in ihm zu verdichten, zu gestalten, zu erbauen. Raum, daß Minuten vergingen, und alles in ihm war gebunden und fest. . . Er stand still, wieder schauend. Nun war es die Stadt unten, die ihn anzog und abstieß. Wie ein grauer widerlicher Schorf erschien sie ihm, wie ein Brind, der weiter fressen würde, in dies Paradies hineingeimpft: Steinhäufen an Steinhäufen, spärliches Grün dazwischen. Er begriff, daß der Mensch das allergefährlichste Ungeziefer sei. Ja wohl das stand außer Zweifel: Städte waren nicht besser als Beulen, Auswüchse der Kultur. Ihr Anblick verursachte ihm Ekel und Weh. — Zwischen den Buchen angelangt, ließ er sich nieder. Lang ausgestreckt, den Kopf dicht an der Erde, Humus- und Grasgeruch einziehend, die transparenten, grünen Halme dicht vor den Augen, lag er da. Ein Behagen erfüllte ihn so, eine schwellende Liebe, eine taumelnde Glückseligkeit. Wie Silbersäulen die Buchenstämme. Der wogende und rauschende, sonnengolddurchschlagene, grüne Baldachin darüber, der Gesang, die Freude, der eifrige und lachende Jubel der Vögel. Er schloß die Augen, er gab sich ganz hin." — — — Der Dichter schildert im folgenden, wie sich der Traum der letzten Nacht in dem Apostel wiederholt: Die Szene von einer italienischen Landstraße, wo die zerlumpten Landleute am Wegrand niedergekniet sind, die Hände gefaltet und ihn angebetet haben. Er schrickt auf vor den bangerdrückenden Gefühlen seiner Gottähnlichkeit und dringt weiter ins Waldinnere. Er reflektiert immer

inbrünstiger über seine ideale Mission, der sich selbst zerfleischenden Menschheit auf dem Wege des Natur-evangeliums Frieden und Erlösung zu bringen. „Laßt ab vom Schlemmen! Laßt ab vom ruchlosen Morde der Creaturen! Früchte des Feldes seien eure Nahrung! Eure seidnen Betten, eure Polster, eure kostbaren Möbel und Kleider, tragt alles zusammen, werft die Fackeln hinein, daß die Flamme himmelanschlage und es verzehre. Habt ihr das gethan, dann kommt — kommt alle, die ihr mühselig und beladen seid und folgt mir nach! In ein Land will ich euch führen, wo Tiger und Büffel nebeneinander weiden, wo die Schlangen ohne Gift und die Bienen ohne Stachel sind. Dort wird der Haß in euch sterben und die ewige Liebe lebendig werden. — Ihm schwoll das Herz. Wie ein reißender Strom stürzte der Schwall strafender, tröstender, ermahnender Worte. Sein ganzer Körper bebt in Leidenschaft.

Mit hinreißender Stärke überkam ihn der Drang, seine ganze Liebe und Sehnsucht auszuströmen. Als müsse er den Bäumen und Vögeln predigen, war ihm zu Mut. Die Kraft seiner Rede mußte unwiderstehlich sein. Er hätte das Eichhorn, welches in Bogensprüngen zwischen den Stämmen hinhuschte, mit einem einzigen Worte bannen und zu sich rufen können. Er wußte es, wußte es sicher, wie man weiß, daß der Stein fällt. Eine Allmacht war in ihm: die Allmacht der Wahrheit.“ — Der tolle Rausch des mystischen Schwärmers überwältigt den Apostel völlig, in nervösem Paroxysmus, händeklatschend, laut lachend stürmt er bergab. Angesichts der ersten Häuser faßt er sich wieder, geht gleichmäßig und gedenkt seiner preußischen Lieutenantszeit. Er marschirt in Gedanken unter klingendem Spiel an der

Seite der Truppen . . . Ein Milchmädchen begegnet ihm, grüßt kleinlaut „und er ging gemessen und ernst dankend an ihr vorüber.“ Er hat Gehörshallucinationen, in seinen Ohren tönen unirdische Melodien. Er fühlt sich wieder der Stadt näher wie Jesus, als er in Jerusalem einzog. „Siehe Dein König kommt zu Dir, sanftmütig.“ Er hört Kinderstimmen, die das singen . . . Der Anblick der Steinhäuser ernüchtert ihn. „Hier und da war ein Fenster geöffnet. Der Kopf eines Hausmädchens wurde sichtbar, man klopfte einen Bettteppich aus. Ein Student, schwarzhaarig, mit wulstigen Lippen, augenscheinlich ein Russe, drehte auf dem Fensterbrett seine Frühstückscigarrette. Und schon wurde es lebendiger auf der Straße. Die Augen auf den Boden geheftet, unterließ er es doch nicht, verstohlen zu beobachten. Oft sah er mitten hinein in ein breites, freches Lachen. Oft bemerkte er, wie Staunen den Spott bannte. Aber hinter seinem Rücken befreite sich dann der Spott und dreiste Reden, spitz und beißend, flogen ihm nach.“ So geht er leidend, sich schämend und fast an sich irre werdend seinen Spießrutenweg fort, kauft sich bei einem Bäcker ein Brödchen, kreuzt, schon gefolgt von einem Kinderschwarm, die Gassen hin und her bis an den Vimmatquai. „Bis an den Vimmatquai war er inzwischen gelangt, und noch immer folgten ihm die Kleinen. Einige trabten, die Größern machten unmäßig lange Schritte, um ihm nachzukommen. In abgebrochenen Worten, mit dem feierlichen Flüsterton der Kirche vorgebracht, bestand ihre Unterhaltung. Es war ihm bisher nicht gelungen, etwas von dem, was sie sprachen, zu verstehen. Plötzlich aber — er hatte es ganz deutlich gehört — wurden die Worte: „Herr Jesus“ ausgesprochen. Die Wirkung eines Zaubers

lag in diesen Worten. Er fühlte sich aufgehoben, durch sie gestärkt, wiederhergestellt."

In diesem stolzen Bewußtsein seines Märtyrertums kauft er sich bei einer Hökerfrau eine Orange und gelangt an die Quaibrücke. „Auf der Brücke, unter die hinein der blaugrüne See seine Wellen schlug, hielt er abermals an. Über das Geländer gebeugt, nahm er aufs neue Licht, Farbe und Frische des Morgens in sich auf. Der ungestüme, stärkende Wind, der den See herauffuhr, wehte ihm den Bart über die Schulter und umspülte ihm Stirn und Brust, wie ein kaltes Bad."

Aufs neue fühlt er sich von der Kraft des Menschheitserlösers geschwellt, die Pfingststimmung trägt noch dazu bei, den Messias in ihm zu wecken. Er glaubt zu sehen, nein er sieht förmlich, wie Hunderte, Tausende, Milliarden, wie die Völker wie Meereswogen sich in die Riesenstapfen seiner Füße ergießen. „Und nun sprach er es aus, ganz leise, kaum hörbar, das heilige Kleinodwort: — „Weltfriede!“ Aber es lebte und flog zurück von Einem zum Andern. Es war ein Gemurmel der Ergriffenheit und Feierlichkeit. Von ferne her kam der Wind und brachte weiche Akkorde beginnender Choräle. Gedämpfte Posaunenklänge, Menschenstimmen, welche zaghaft und rein sangen; bis etwas brach wie das Eis eines Stromes und ein Gesang empor schwoll wie von tausend brausenden Orgeln. Ein Gesang, der ganz Seele und Sturm war und eine alte Melodie hatte, die er kannte: Nun danket alle Gott. — Er kam zu sich. Sein Herz hämmerte. Er war nahe am Weinen. Vor seinen Augen schwammen weiße Punkte durcheinander. Seine Glieder waren wie zerschlagen."

Der Apostel setzt sich auf eine jener Bänke am See, die dort für Kinder Gottes und Kinder der Welt

parteilos bereit stehen, und verzehrt sein Brot und seine Orange, mit deren kalter Schale er seine Stirn kühlt. Er möchte schlummern, ohne es zu können. Er versinkt in einen quälenden traumwachen Zustand. Er ist der Dulder von Nazareth. Jetzt ist er es ganz, Wunderthäter und Rabbi. So zeigt er sich dem Volke. Gegen Mittag fährt er aus seinem Halbschlaf empor. — Ich lese noch den Schluß der Studie. — „Gegen Mittag mochte es sein. Er wollte wieder hinauf in den Buchenwald, um seine Zeit abzuwarten. Die Sonne sollte ihn weihen dort oben. — Noch immer kühle und reine Luft, wie er den Berg hinanstieg. Hymnen der Vögel. Der Himmel wie eine blaßblaue, leere Krystallschale. Alles so makellos. Alles so neu. — Auch er selbst war neu. Er betrachtete seine Hand, es war die Hand eines Gottes; und wie frei und rein war sein Geist! Und diese Ungebundenheit der Glieder, diese völlige innere Sicherheit und Skrupellosigkeit. Grübeln und Denken lag ihm nun weltfern. Er lächelte voll Mitleid, wenn er an die Philosophie dieser Welt zurückdachte. Daß sie mit ihrem Grübeln etwas ergründen wollten, war so rührend, wie wenn etwa ein Kind sich abmüht, mit seinen zwei bloßen Ärmchen in der Luft zu fliegen. — Nein, nein — dazu gehören Flügel, breite Riesenschwingen eines Adlers — Kraft eines Gottes! Er trug etwas wie einen ungeheuren Diamanten in seinem Kopfe, dessen Licht alle Tiefen und schwarzen Abgründe hell machte: Da war kein Dunkel mehr in seinem Bereich. . . . Das große Wissen war angebrochen. —

Die Glocken der Kirchen begannen zu läuten. Ein Gewühl und Gebrause von Tönen erfüllte das Thal. Mit einer erzenen Zunge schien die Luft zu sprechen. — Er beugte sich vor und lauschte, als es zu ihm herauf

kam. Er senkte das Haupt nicht, er kniete nicht nieder. Er horchte lächelnd wie auf eines alten Freundes Stimme, und doch war es Gottvater, der mit seinem Sohne redete."

*

Und nun lassen Sie uns hören, — es ist gewiß nur ein kleiner Gedankenweg, den wir von dem eben Gelesenen zu dem Folgenden zurückzulegen haben — was Gottvaters Sohn in Gestalt des „Fremden“ am Schlusse der vom naturalistischen zum symbolischen Stil hinüberwollenden Traumdichtung „Hannele“ dem armen Kinde vom christlichen Himmelreich zu erzählen weiß. Wir versetzen uns von dem sonnenleuchtenden Zürichberg in das elende Armenhaus eines schlesischen Gebirgsdorfes und sehen das von der unmen schlichen Rohheit seines Vaters in den Tod getriebene Mädchen die letzten Fieberträume durchleben. „Zu sanfter Musik (lautet die Regieanweisung des mit dem szenischen Traumapparat noch unsicher operierenden Dichters), mit der Hand über Hanneles Scheitel streichend, spricht der Fremde das Folgende. Indem er spricht, tauchen Engelsgestalten in der Thür auf, große, kleine, Knaben, Mädchen, stehen schüchtern, wagen sich herein, schwingen Weihrauchfässer und schmücken das Gemach mit Teppichen und Blumen.“

Der Fremde.

Die Seligkeit ist eine wunderschöne Stadt,
Wo Friede und Freude kein Ende mehr hat.
Ihre Häuser sind Marmel, ihre Dächer sind Gold,
Roter Wein in den silbernen Brunnlein rollt,
Auf den weißen, weißen Straßen sind Blumen gestreut,
Von den Türmen klingt ewiges Hochzeitsgeläut.
Maigrün sind die Zinnen, vom Frühlicht beglänzt,
Von Faltern umtaumelt, mit Rosen bekränzt.

Zwölf milchweiße Schwäne umkreisen sie weit
 Und hauschen ihr klingendes Federkleid;
 Kühn fahren sie hoch durch die blühende Luft
 Durch erzklangdurchzitterten Himmelsduft.
 Sie kreisen in feierlich ewigem Zug,
 Ihre Schwingen ertönen gleich Harfen im Flug,
 Sie blicken auf Zion, auf Gärten und Meer,
 Grüne Flöre ziehen sie hinter sich her.
 Dort unten wandeln sie Hand in Hand:
 Die festlichen Menschen durchs himmlische Land.
 Das weite, weite Meer füllt rot-roter Wein,
 Sie tauchen mit strahlenden Leibern hinein.
 Sie tauchen hinein, in den Schaum und den Glanz,
 Der klare Purpur verschüttet sie ganz,
 Und steigen sie jauchzend hervor aus der Flut,
 So sind sie gewaschen durch Jesu Blut.

(Der Fremde wendet sich nun an die Engel, welche ihre Arbeit vollendet haben. Mit scheuer Freude und Glückseligkeit treten sie herzu und bilden um Hannele und den Fremden einen Halbkreis.)

Der Fremde.

Mit feinen Linnen kommt, Ihr Himmelskinder!
 Lieblinge, Turteltauben kommt herzu,
 Hüllt ein den schwachen, ausgezehrten Leib,
 Den Frost geschüttelt, Fieberglut gedörret,
 Sanft, daß sein krankes Fleisch der Druck nicht schmerze;
 Und weich hinschwebend, ohne Flügelschlag,
 Tragt sie, der Wiesen saft'ge Halme streifend,
 Durch linden Mondenschimmer lieblich hin . . .
 Durch Duft und Blumendampf des Paradieses,
 Bis Tempelkühle wonnig sie umschließt. —

(Pausse.)

* * *

Dort mischt, indes sie ruht auf seid'nem Bette,
 Im weißen Marmorbade Bergbachs Wasser
 Und Purpurwein und Milch der Antilope,
 In reiner Flut ihr Siechtum abzuspülen.
 Brecht aus den Büschen volle Blütenzweige:
 Jasmin und Flieder, schwer vom Thau der Nacht,

Und ihrer klaren Tropfen feuchte Bürde
 Laßt frisch und duftig auf sie niederregnen.
 Nehmt weiche Seide drauf, um Glied für Glied,
 Wie Lilienblätter, schonend abzutrocknen.
 Laßt sie mit Wein, kredenzt in goldener Schale,
 In den ihr reifer Früchte Fleisch gepreßt. —
 Erdbeeren, die noch warm vom Sonnenfeuer,
 Himbeeren, voll von süßem Blut gezogen,
 Die sammtne Pfirsich, gold'ne Ananas,
 Orangen, gelb und blank, bringt ihr getragen
 Auf weißen Schüsseln spiegelnden Metalls.
 Ihr Gaumen schmelze und ihr Herz umfange
 Des neuen Morgens Pracht und Überfülle.
 Ihr Aug' entzücke sich am Stolz der Hallen.
 Laßt feuerfarb'ne Falter über ihr
 Am malachitnen Grün des Estrichs schaukeln.
 Auf gespanntem Atlas schreite sie
 Durch Hyacinthen, Tulpen . . . ihr zur Seite
 Laßt grüner Palmen breite Fächer zittern
 Und alles spiegeln sich im Glanz der Wände.
 Auf Felder roten Mohns führt ihren armen Blick,
 Wo Himmelskinder gold'ne Bälle werfen
 Im frühen Strahl des neugebornen Lichts,
 Und liebliche Musik schlingt ihr ums Herz.

* * *

Eine so stoffkräftige, sinnenfällige Schilderung der Paradieseswonnen, wie sie hier durch die Kunst des Dichters sich vor der Traumphantasie eines sterbenden armen Christenkindes entfalten, ist vielleicht manchen Gemütern, die eine schlichtere Symbolik mit diskreteren Farbentönen der ewigen Seligkeit lieber hätten, allzu üppig gehalten: aber ich denke, wir dürfen schon, dem dichterischen Plus, dem mehr heidnischen, fast homerisch-hellenischen Anschauungsluxus zu Liebe das Minus an eigentlich christlicher Jenseitigkeitsstimmung in Kauf nehmen. Großes Verständnis aber beweisen sicherlich diejenigen, welche Hauptmann auf Grund seines mit

sehr bewußt kombinierender Phantasie gestalteten „Hannele“ zum Muckerhauptmann avancieren ließen; es zeugt dies Verständnis etwa von der gleichen Höhe ästhetischer Kultur wie sie die Stützen des „Umsturzes“ vielmehr der sogenannten „Umsturzvorlage“ in Deutschland pflegen, wenn sie den Dichter in persona auf Grund seiner freilich jedes naive soziale Empfinden stark angreifenden „Weber“ als demagogischen Propheten der Brandstiftung und der Spiegelzertrümmerei denunzieren.

Wie wird sich ein Hauptmann weiter entwickeln? Ich getraue mir gerade bei ihm, der mehr das Genie seiner Kunst als die Kunst seines Genies hat, der das kann was er just will, auch ohne immer einzig das zu müssen, was er just kann, nicht die geringste bestimmte Vermutung zu äußern. Ich bin kein kritischer Haruspex und kein litterarischer Augur. . . . Wenn ich für mein Teil etwas wünsche, ist es nur, daß sich seine außerordentlichen Fähigkeiten in der sichern Richtung auf das Zentrum seines künstlerisch-menschlichen Ichs hin entwickeln mögen . . . ich gewönne gern das Gefühl, daß er auf dem Wege zum festen Mittelpunkt seiner Persönlichkeit und zur schimmernden Fülle seiner Einheit ist — und dann wird er kühne Phantasie und wahre Lebenstreue auf dem Boden einer freien weiten Weltanschauung ein unbefangenes schöpferisches Spiel mit einander treiben lassen. Salve, poeta! . . .

Ein Lächeln aber denen, welche mit Purpurmänteln oder dunklen Kutten den Sonnenaufgang wieder verhängen wollen, dem wir eben sehnsüchtigen Grußes entgegenritten . . . ein Achselzucken über die, welche uns wieder den geistigen Mörderfrost bringen möchten, nachdem wir in Deutschland kaum das Frühlings-

erwachen eines wenn auch noch so schüchternen modernen Empfindens gefeiert haben!

„Frühlingserwachen!“ Unter diesem säfte-
strotzenden Titel ist vor einigen Jahren hier in Zürich
eine in dialogischer Form gehaltene Dichtung erschienen,
die der Verfasser, Frank Wedekind, „Eine Kinder-
tragödie“ nennt und damit schon ausreichend als ein
Erzeugnis von seltener ungewöhnlicher Neuart einführt.
„Frühlingserwachen“ und eine „Kindertragödie“ — wie
reimt sich das zusammen? Auf dem Umschlag des Buches
befindet sich ein Titelbild von Franz Stuck: graziöse,
schlanke Blütenstengel auf lichtem Ager und zwei die
ersten Blätter ansetzende Bäumchen, in deren grünem
Stamm man die weißen Lebenssäfte emporsteigen sieht,
im Vordergrund; zwei Schwäblein in der Luft und
eine dunkle, geheimnisvoll-melancholische Hügelfette im
Hintergrund. Frühlingserwachen! Es ist nur eine
bisher, aber eine schwerwiegende Gabe moderner Dichtung,
die uns Frank Wedekind mit diesem seinem dramatischen
Jugendspiegel bescheert hat. Der Titel ist symbolisch.
Auch die Kinder des Menschengeschlechts, Mägdlein
wie Knaben, feiern einmal zuerst mit aller Gewalt ihr
ebenso individuelles wie typisches Frühlingserwachen,
und aus dieser jugendlichen Lebensperiode, wo das
bewußte Unbewußte sich seiner Unbewußtheit bewußt
wird, wächst die hochoriginelle, mit echter Stimmung
und wahren Lebensgehalt gesättigte, dabei phantastisch-
barocke Dichtung des merkwürdigen Wedekind hervor.
Sie ist einem mysteriösen, auch in der Dichtung auf-
tretenden „vermummten Herrn“ gewidmet, sie könnte
sämtlichen vermummten oder nicht vermummten Herren
Pädagogen zugeeignet sein, denn erzieherische Probleme
von ernstester Bedeutung sind in ihr dichterisch ange-

schlagen, und ein denkender Leser — Wedekind ist kein Dichter für geistige Minderjährigkeiten — wird lange, lange dem schwermütigen Banne dieser traurig fragenden Tragödie erliegen. Es passieren sehr seltsame Dinge in ihr: Gymnasiastenselbstmord und Tod eines Mädchens an einem interessanten Fall von Bleichsucht, gegen die alle Blandschen und sonstigen Willen aussichtslos sind; da ich mich an dieser Stelle mit flüchtigsten Andeutungen begnügen muß, so sei nur noch das Eine gesagt, daß man diese ganz selbständige, jedes litterarischen Schulbegriffs spottende Dichtung eines geistreichen philosophischen Kopfes im großen Ganzen die moderne Klapperstorchtragödie nennen könnte, sientemal die intimen Beziehungen besagten Kirchturmlangbeins zum menschlichen Leben in ihr eine zwar weniger erheiternde, als erschütternde Rolle spielen. Ich will meinen leider nur allzu kurzen Hinweis auf das außerordentliche Werk Wedekinds nicht schließen, ohne doch erwähnt zu haben, daß der nicht selten frischzugreifende warm-bewegliche Kritiker des Berner „Bund“, Josef Victor Widmann, als einer der ersten die Genialität und pädagogische Bedeutsamkeit desselben rückhaltlos anerkannte, was ihm sehr zur Ehre gereicht, und daß eine andere Schweizer Tageszeitung an „leitender Stelle“ den Staatsanwalt gegen die Dichtung aufzurufen sich moralisch bemüßigt fühlte, was dieser Tageszeitung notabene nicht sehr zur Ehre gereicht.

Der Gauseriecharakter meiner anspruchslosen Ausführungen gestattet mir, von dem begeisterungskühlen philosophischen Zweifler und ethischen Verneiner Franklin Wedekind aus Lenzburg im Aargau, dem aber doch einmal trotz allem in seinem „Frühlingserwachen“ ein wenn auch noch so trauriges Lied des neuen Lebens

sich entrunken hat, also von einer durch und durch unpathetischen Niedergangsnatur leichten Fußes überzuspringen auf einen bis zum verzückten Augenaufschlag begeisterten entwicklungsfeligen Optimisten und pathetischen Zukunftsweissager unter den Dichtern der Gegenwart, zu dem in Zürich lebenden Leopold Jacoby aus Lauenburg in Pommern. Man hat ja in grauen Vorzeiten und auch wohl später noch den Dichter gern für eine Art Sterndeuter und Propheten aller Zukunfts-schicksale gehalten, bei welchem Faktum jedem glücklichen Lateiner das Wort *vates* einfällt, das ebenso Dichter wie Seher bedeutet, und es scheint, daß selbst unserm kritischsten aller Zeitalter zum Schabernack auch heute noch Dichter unter den Sternen wandeln, denen Mars und Sirius ganz anders wunderbare Dinge von dem zukünftigen Verlauf der Menschheitsbahnen anzuvertrauen wissen als den übrigen im Staube kümmerlich-vorsichtiger Forschung dahintastenden Erdenkindern. Die Inspiration von oben, der *afflatus divinus* oder göttliche Anhauch der Alten ist also noch immer in wenigen auserwählten Individuen wirksam, so sehr wir trostlosen modernen Kantianer sonst von kritischer Müchternheit gegenüber Erkenntnisproblemen aller Art und Gattung angefressen sind. Nein, Leopold Jacoby kann man das nicht zum Vorwurf machen, daß er den Aufschwung seines dichterischen Zukunftsfluges durch die Bleigewichte prosaischer Reflexion irgendwie hemmt und erschwert — er badet zweifelsfrei im Morgenrot kommender Schönheitswelten. Jacoby ist einer von denjenigen Dichtern, deren Seele stark und unerschütterlich auf einen Grundton gestimmt ist, die aus ihrer einfachen Einseitigkeit ihre beste Kraft und Wirkung saugen. Er ist der einwandfreieste sozialistische Dichter der

Gegenwart. Aber er ist auch, was uns hier vor Allem angeht, ein Dichter, der, wenn auch nicht immer so ganz einwandfreier Künstler wie durch seinen Glauben über jeden Einwand erhabener Sozialist, doch aus tiefstem Herzensgrunde heraus Gedichte geboren hat, die wegen ihrer gemütvollen Innerlichkeit wieder zu Herzen gehen, dem wenigstens zu Herzen gehen, der für menschliches Elend ein Gefühl und für Erhebung aus der gemeinen Not des Daseins Sinn und Verständnis hat. Gedichte wie z. B. „Klage“ und „Der deutschen Sprache Lobgesang“ aus „Es werde Licht“, möchte ich nicht in der deutschen Litteratur unserer Tage missen. Ihr Stil erinnert wohl mit Bewußtsein an den Stil der alt-orientalischen, speziell alt-testamentlichen Poesie, aber ihr Gefühlsgehalt ist von packender persönlicher Wahrheit und unmittelbarer Selbsterfahrung. Wessen Seele je von menschlichem Jammer erfüllt war, wer der Not leiblich oder geistig je in das grausige Medusenantlitz geschaut, der muß diese „Klage“ Jacobys mitklagen, und wer nur immer unter uns Deutschen aus seiner Muttersprache und ihren Geistes-schätzen Freude und Trost geschöpft hat, der muß den Dichter ihres Lobgesanges verständnisvoll grüßen. An der treuen Liebe zu seiner Sprache und Litteratur ist der echte Deutsche denn doch sicherer zu erkennen als an seiner Treue zu Kaiser und Reich, und wer gar dem Reichtum der deutschen Sprache nur ein Scherflein von sich aus hinzufügt, scheint mir ein besserer deutscher Mann zu sein, als der loyalste Untertan an sich oder als die geistvollen derzeitigen Reichsverweser, welche aus angestammtem deutschem Idealismus die Freiheit der Litteratur den zarten Taten eines subalternen Polizeidieners überantworten.

Der Anfang des Jacobynschen Lobgesanges lautet:

„Wie soll ich Dich schildern, Du Geliebte!
Meine Seele sehnt sich, Dir Dank zu sagen,
Und mein Herz quillt über,
So müssen meine Lippen reden.
Aus gepreßtem Innern muß ich Dein Lob singen.
Früher,
Da mich Niemand gekannt,
Hast Du allein mich aufgenommen,
Und nun, da mich Alles verlassen,
Bist Du doch mir treu geblieben
Und bist meine einzige Liebe geworden.
Wie soll ich Dich schildern, Du Geliebte!
Bist Du mir hold gesinnt,
Was habe ich zu fragen nach Ehre von Menschen?
Was habe ich zu fragen nach den Schätzen,
Die voll Jammer und Thränen der Armen sind?
Du wendest Dein Antlitz mir zu voll Liebe,
Und in Deinem Lachen spiegeln sich
Die Sonne, der Mond und alle die Sterne.
Wenn Du mutwillig bist und spielest,
Dann bist Du wie ein junges Reh im Walde,
Da es bei der Mutter spielt,
Und ich muß jauchzen unter Thränen.
Zürnst Du, ach, sie wissen es nicht,
Welche Qual Du bereitest.

*

Wie eine Jungfrau zaghaft ist und unbeholfen,
Und doch der süßesten Geheimnisse voll,
So bist Du, ach, wie oft so spröde,
So starr und widerstrebend,
Daß man sich muß ärgern über Dich
Und muß Dich doch lieb haben.
Wenn ich Dich aber schelten will,
Dann blickst Du mich mit einmal an
Klug mit frischen Kinderaugen,
Wie eine Tanne unterm Schnee vorguckt,
Und aller Unmut ist mir gleich davongeflogen.

*

Wenn Du ein Herzenslied anhebst zu singen,
Dann quillt es alles heraus voll innerlichem Wohl laut,
Und Du bist reich an Schönheit
Und an Gedankentiefe wunderbar
Wie Meerleuchten.

*

Du bist kein Singsang
Und bist keine Sprache, um nichts zu sagen. —
Und Du willst mich nimmer verlassen,
Darob muß mein Herz wohl fröhlich sein.
Wenn ich voll Jammer war,
Wer hat mich getröstet als Du?
Wenn ich verächtet war,
Wer hat mich erquickt als Du?
Wann habe ich eine frohe Stunde im Leben gehabt
Nach der Kindheit bis auf den heutigen Tag,
Wenn Du sie mir nicht gegeben?
Du hast mich durch dunkle Nacht geführt,
Und ich habe ein Licht gesehen,
Das noch niemals auf Erden
Und auf die Menschen gestrahlet.
So soll auch Dein Ruhm klingen märchenhaft,
Und Du wirst gesegnet sein,
Und Dein Lob soll nicht untergehn,
So lange Menschen auf Erden wohnen.
Wie solltest Du auch nicht trösten können
Bis in die Tiefe der Menschenseele,
Bist Du doch selber auch elend und gequält.

*

Du bist wie das Volk.
Die Geschichtsschreiber und Hofgelehrten
Verraten Dich alle Tage.
Sie schreiben Lügen in ihre Bücher
Und lassen sie auswendig lernen.
Sie küssen den Fuß, der Dich tritt,
Und der sie selber von sich stößt.
Sie sind blind mit offenen Augen.
Du bist wie das Volk.
Von den Fürsten hast Du Dich mißhandeln lassen,
Von den Königen hast Du Dich verachten lassen,
Und die falschen Propheten

Haben nun die geschwollene Phrase über Dich geworfen,
Um Deinen Aufschrei zu ersticken.

*

Aber ihnen zum Troß hast Du geblühet zweimal,
Ihnen allen zum Troß wirst Du blühen
Ein drittes Mal,
Schöner als jede von beiden Blüten,
Schöner als beide zusammen.

*

Wie wenn im Junimond,
An den Ufern des Stroms, der golden rauscht
Und von Liebe und Freiheit murmelnd klingt,
Ein süßer Duft aufsteiget
Und ein lieblicher Wohlgeruch,
Das ist der Duft der Weinblüten,
Der von den Bergen und Hügeln kommt, --
Aber ihrer sind wenige, die sich daran erfreuen
Und ihre Augen weiden und ihr Herz erquickten,
So hast Du geblühet das erste Mal.

*

Und wie wenn zur Herbsteszeit
Auf den Hügeln und Bergen die Weinlese beginnt,
Und der Wein in die Kelter wird getragen,
Und Abends das junge Volk eilet zum Tanz
Und lauter Lust und Jubel erklingt ringsum —
Und ihrer sind viel mehr, die ihr Herz erfreuen,
Und von Grund der Seele fröhlich werden,
Und der Wein hat manch Lied geboren, stark und herrlich,
Das unvergessen ist und unvergänglich auf Erden, —
So hast Du geblühet das zweite Mal.

*

Aber wie wenn nach des Winters Qual
Bei des jungen Frühlings Einkehr
Ein Hausherr den Tisch deckt voll und reich,
Und öffnet die Thüren weit
Und hinausruft in das Land:
Kommt her, all ihr Armen und Elenden!
Ihr sollt nicht mehr ausgeschlossen sein
Von den Freuden dieser Erde,

Ihr sollt vollen Anteil haben
 An allem Schönen auf Erden,
 So kommet her und erquicket euch alle! —
 Und siehe, sie kommen alle herbei
 Und genießen von Allem und trinken von dem Wein,
 Und werden froh und fröhlich
 Und vergessen der grausen Zeit, die hinter ihnen liegt,
 Und ist ihnen wie ein Traum,
 Aber sie brauchen nicht Angst haben aufzuwachen,
 Denn es ist in Wahrheit ein neuer Frühling worden
 Rings um sie her, —
 So wirst Du blühen das dritte Mal . . ."

*

Die eben gelesenen freien Verse sind ihrer rhythmischen Form nach ungewöhnlich schlicht gehalten, aber daß Leopold Jacoby auch ein formeller Virtuose des Reims sein kann, wenn er will, hat er in seinem Gedicht „Cunita“ bewiesen. Da läßt er die blühenden Guirlanden der Makame um eine rührende Erzählung sich ranken, die in indischem Gewande den endlichen Sieg altruistisch-humaner Weltanschauung über den Egoismus des einzelnen Individuums feiert.

Jetzt stellen Sie sich bitte vor, ich hätte Sie eben auf eine scheinbar mondesartig in der Luft schwebende elektrische Ampel mit eintönig weißblauem Licht aufmerksam gemacht und lenkte nun Ihren Blick, der mit liebender Neugier nach Abwechslung begehrt, auf eine sogenannte Kalospinto-chromokrene, wie Sie sie in allen Farben schillernd sicher schon im Zirkus oder in irgend einem Zaubertheater gesehen haben. Das wäre so ein plump-graziöser Hinkvergleich, mit dem man etwa von einem Leopold Jacoby auf einen Hermann Bahr fix und flott hinübertänzeln könnte. Der aus Linz in Osterreich gebürtige Wiener Bahr ist der moderne Feuilletonpoet und ästhetische Tausendsassa par ex-

cellence, ein geistflimmernder und =schimmernder Gedankenvoltigeur von einem verblüffenden Reichtum der nervensensationellen Kunstgriffe und =Kniffe. Er ist der eigentlich raffinierte Deutsche Moderne, der das freie Spiel der künstlerischen Kräfte nur „mit Chikanen“ betreibt, weil er vorläufig wenigstens nichts so haßt, wie das einfach Befriedigende. Er kommt mir oft vor wie eine nervöse, sehr kokette Frau, die aber mit all ihrer Zappeigkeit und Untreue bis zum Exceß doch das verfluchte Talent hat, außergewöhnlich interessant zu sein und Einen stets von Neuem zu fesseln, wenn man sie vor Wut und Ärger auch schon zwanzigmal auf den Bloßsberg oder ins Pfefferland gewünscht hat. Sie würde eben auf einen Moment nach dem Bloßsberg oder ins Pfefferland ausgewandert sein und uns von diesen merkwürdigen Exkursionen möglichst viel pikante Neuigkeiten mit dem unschuldigsten Augenaufschlag der Welt zu erzählen wissen. Ich will Ihnen den „Vorfab“ betitelten Anfang aus der „dem kleinen Fräulein“ gewidmeten „R u s s i s c h e n R e i s e“ von Hermann Bahr vorlesen, die als erstes Motto den unprofessoralen Ausspruch Benjamin Constants trägt: „La meilleure qualité que le ciel m'ait donnée, c'est celle de m'amuser de moi-même.“ Eine Selbstschilderung, die mich jeder weiteren Charakteristik des vielgewandten Routiniers einer sich leicht und libellenhaft dahinwiegenden modernen Nervenkunst enthebt.
(Auf der Reise nach Berlin.)

Dresden, den 11. März.

„Ich muß wieder reisen. Es ist kein Futter mehr auf den Nerven. Der gallische und spanische und afrikanische Proviant ist lange aufgezehrt. Das ewige Wiederkauen wird verdrießlich. Ja, wenn es Menschen

gäbe — aber es giebt bei uns keine Menschen. Darum kann man in Frankreich leben und ermüdet niemals und verjüngt sich immer: man füttert die Nerven mit Menschen. Jeder ist neu, Jeder ist ein Ereignis, Jeder ist seine Welt! Aber hier hat jeder Beruf sein Cliché; darnach werden die Typen angefertigt, die herumlaufen, — und das Cliché ist alt, es sind verwischte und elende Abdrücke. — Reisen. Nach neuen Sensationen botanisieren. Erstens ist es ein Vergnügen; zweitens ist es mein eigentliches Geschäft. Man hat so viele Menschen in sich, als man Welten erlebt hat: jedesmal wächst ein neues Stück an die Seele. Es ist die billigste und bequemste Bereicherung.

Sonst, wenn man im engen Bezirke verweilt, da bleibt man ganz klein und gering und einfach: man hat nur sich selbst — das Bischen, das angeboren ist, das Bischen, das von der Nachbarschaft erworben ist, und das Bischen, das von gnädigen Erlebnissen geschenkt ist. Aber draußen erweitert man sich täglich: jede neue Landschaft, jede neue Sprache, jede neue Klasse wird an die Seele hinzugefügt. Man gewinnt zu dem eigenen Gehirn viele fremde hinzu, mit denen man anders denkt und seiner Vergangenheit widersprechen kann. Man gewinnt andere Sinne, die nur dieser andere Himmel, diese andere Sonne, diese andere Luft bilden konnten. Man gewinnt neue Gefühle, die von fremden Vorfahren in fremden Erlebnissen geformt wurden. Man vervielfältigt sich. Man kann mehr genießen, weil man neue Instrumente erworben hat. Man ist nicht mehr einsam: denn man hat in sich viele wunderliche Gäste. Man ist nicht mehr einfach: man trägt Mehrere in sich und kann sich für jeden Tag der Woche ein neues Ich umschnallen, wie eine neue

Cravatte. Man wird sich nicht so leicht und nicht so schnell zuwider. Wenn mir's der Deutsche in mir gar zu bunt treibt, dann ärgere ich mich nicht lange, hänge ihn in den Kästen und ziehe den Marokkaner an; und manchmal sind zwischen dem Mann aus Linz, dem Andalusen und dem Berliner ganz überaus vergnügliche Terzette.

Aber die Hauptsache ist der Genuß, den Genuß muß man kosmopolitisch vermehren. Jede Nation genießt anders; und ihre besondere Kunst des Genußes von jeder zu lernen, war ich immer vornehmlich bedacht. Jede macht auf die Geschenke des Lebens anders Jagd: Diese besondere Weise der Jagd ist an und für sich schon jedesmal wieder ein besonderer Genuß; und am Ende fängt man auch reichere Beute.

Also reisen. Und wieder mit dieser eifrigen Absicht reisen, ein neues Ich zu erwerben und neue Instrumente des Genußes in die Seele zu bringen. Wieder nach Sensationen reisen.

Aber ich habe mir die Sensationen lange genug mutwillig verdorben, indem ich sie durchaus suggerieren wollte. Der eigene Genuß genügte mir nicht: ich dachte immer gleich an die Anderen. Was ich selber an Schmerz und Freude erfuhr, das sollte immer gleich heraus und in die Anderen hinein, daß sie das nämliche erfahren. Wenn ich die Welt in mich versetzt und genossen hatte, dann wollte ich mich in die Welt versetzen und das eigene Erlebnis in den Anderen erwecken: es sollte herüber und hinüber ein täglicher Tausch sein. Daher das irre Suchen um die schöpferische Musik des rechten Wortes, die Sensation nicht bloß aus mir auszudrücken, sondern in die andern einzudrücken, bis sie dort wieder auferstehe und unvergänglich

weiter lebe. Wozu? Sie machen ja doch nur dumme Gesichter und Keiner versteht es.

Vielleicht ist es überhaupt ein Unmögliches, von vorneherein, wonach ich haschte. Vielleicht ist die Suggestion der Sensation, in der ich die neue Kunst gesucht, ein trüglisches, unirdisches Phantom, das nimmermehr erfaßt werden kann. Vermag eine menschliche Kunst, meinen Geschmack der Galanes und meinen Geschmack der Chartreuse und meinen Geschmack der Tuberrose in solche Worte umzusetzen, daß Andere, die keine Galanes, keine Chartreuse und keine Tuberrose jemals gekannt haben, eben den nämlichen Geschmack erfahren? Vermag ich den Wind in Sätze zu fangen, aus denen es ebenso bläst und ebenso staubt und ebenso riecht? Vermag ich die knisternde Wollust arabischer Seide durch Buchstaben auf fremde Nerven hinüberzurascheln?

Das vorläufige Deutsch kann es nicht; es langt kaum für die Bedürfnisse des Verstandes und des Gefühles. Ich mußte darum eine neue Sprache suchen und versuchen. Wenige haben die Absicht verstanden. Manche haben es bloß verhöhnt; die Meisten äffen es sinnlos nach und wissen nicht warum; kaum an einem Duzend ist die Wirkung gelungen.

Vielleicht werde ich es weiter versuchen. Vielleicht werbe ich weiter um die Zauberworte. Aber ich will mir nicht länger jeden Genuß verderben, indem ich gleich immer bloß nach seinem sprachlichen Äquivalent mich plage. Wenn ich die Sensation nur selber erlebe und die nötigen Zeichen von ihr notiere, welche sie jeden Moment zurückrufen können! Sensationen sammeln, daß ich dann einen Vorrat habe. Und mit dem ersten Worte der gemeinen Sprache merken, das mir begegnet. Es sollen nur Noten für mich und die Virtuosen der

Sensation sein, die die Arbeit schon selber verrichten werden. Was kümmern uns die Andern, denen die ganze Mühe ja doch am Ende nichts hilft? Das ist mein Vorsatz.

Sensationen mit verschärften Sinnen fangen. Mit geübten Nerven genießen. Mit dem nächsten Schlagwort, das mir zuläuft, merken. Die stilistische Akrobatik später wieder einmal. Wenn ich erst wieder reich bin, reich an nervöser Erfahrung."

Ja, dieser Hermann Bahr hat sehr viele, feine Fühl- und Tasthörnchen für alle möglichen Dinge des Lebens und der Kunst, wobei er durchaus Gourmet ist, der den Hautgoût vor allem liebt, auch dann und wann die von ihm als Hautgoût gekostete unverdorbene Natur, wie etwa eine recht reife Welt dame ab und zu die keusche Naivetät eines Jünglings mit besonderem Reiz auf sich wirken lassen mag. Abwechslung macht das Leben süß, und die Kunst dazu, das ist vielleicht die einzige Parole, der Bahr die Treue hält; jeden Tag eine andere geistige Toilette und den Spiegel um Gottes willen, selbst bei dem Seelenzustande tiefster Andächtigkeit, nicht vergessen, das wäre zu fatal und könnte vielleicht gar der interessanten Attitüde schaden. Auf jeden Fall hat Bahr so viel geistige und künstlerische Mittel zur Verfügung, um immer in echtem fouranten Bahr bezahlen und sich selbst den Luxus seiner Kofetterie unbeschadet seines zeitlichen litterarischen Kredites gestatten zu können. Ob er von seinen Gaben gerade den allerbesten Gebrauch macht, wäre die philiströse Frage eines kritischen Pedanten, mit der ich meiner Seele federleichte Gerechtigkeit nicht gern belasten möchte . . .

Aus dem raffinierten Boudoir eines kapriziösen geistigen Luxusliebhabers und Feuilletonkünstlers, das von den verschiedenartigsten Parfümbouquets erfüllt ist, geleite ich Sie nun ganz zum Schlusse unseres kleinen Gelegenheitsstreichzuges noch im Nu an das windüberbrauste Weltmeer, auf den ätherumspülten Hochgebirgsgrat, vor den blütendurchleuchteten Urwald eines überragenden Denkerdichters, der in der Entwicklung des menschlichen Geisteslebens die schwindelhaften Stufen wenigstens mancher ethisch-psychologischen Wertleiter erklimmen haben dürfte und mir als der verwegenste Gedankenummwälzender der modernen Kulturwelt erscheint, zu Friedrich Nietzsche. Sehen Sie, meine freundlichen Zuhörer, ich habe so wenig Lust, von Ihnen den Charlatan des verheerlichen Publikums zu spielen, daß ich Ihnen offen eingestehe: ich würde mir ein strohhalmgekrönter Hansnarr dünken, wollte ich Ihnen hier aus der Westentasche meiner ohnehin leichtsinnigen Blandereien auch noch zum Abschied eine ganze Nietzschekritik in nuce präsentieren — trotz all unserer „Gottlosigkeit“ sind wir doch noch nicht so ganz „von Gott verlassen“, daß wir mit einem Theelöffel den Ozean umrühren und mit der Stecknadel eines Alpercus den hürnen Geistesrecken Nietzsche aufspießen möchten, der freilich auch seine große, große Stelle hinter der Achsel hat, an der er sich nicht gegen den tiefen Stich der geschichtsphilosophischen Kritik fest machen konnte. Nietzsche ist der große moderne Rattenfänger von Hameln oder vielmehr von Raumburg, der uns neugierige Kinder der Zeit mit dem verführerischberückenden Spiel seiner philosophischen Tanzflöte in den dunkeln Bauch des ungeheuren Zukunftsberges lockt, wo es uns vor den Augen flimmert von glänzendem Gestein und krystallblühenden Herrlichkeiten der Tiefe,

daß wir traumfelig in die kleinen Hände klatschen und vor eitel Lust singen und springen hinter dem Zauberer drein, und wir haben schon lange die guten Böpfe und alten Schulmeister der Stadt und die triefäugigen Hexen der Zeitungsmoral vergessen, die noch immer draußen vor dem Berge stehn, den Basel warnend schwingen und mit der Krücke das berühmte Gottseibeius-Kreuz schlagen.

Da ich noch just im Berge umhertrolle — ich war nämlich lange Zeit arg auf der Hut vor dem gefährlichen Hexenmeister und hielt mich bang zurück — so kann ich Ihnen erst von den Schätzen seiner Höhlen und Abgründe erzählen, wenn ich in Siebenbürgen oder sonstwo wieder ans Tageslicht gelangt bin.

Das ist heute Abend aber ganz gewiß nicht mehr möglich, und so appelliere ich an Ihres Herzens Gutmütigkeit, wenn ich Sie straflos mit der Bemerkung streicheln darf, daß auch „Jenseits von Gut und Böse“ die Poesie noch Lust zum Atemholen hat, ja eine freiere, leichtere, ozonreichere Luft als diesseits der entwicklungsgeschichtlich überkommenen, sittlichen und psychologischen Wertmessungen. Nietzsche selbst ist der imposanteste Beweis dafür, daß die neue umstürzende Gedankenwelt sich ihre neue Sprach- und Bilderwelt unmittelbar zu schaffen vermag, denn der tanzende Philosoph ist zugleich sein eigener Dichter, und wenn er auch nur selten in Reimen geschrieben hat, so doch sehr Vieles in einer kunstvoll gestalteten Prosa, deren architektonische Struktur Größe und Grazie des prosadichterischen Stils zu hoher Anmut vermählt.

Vediglich als kleine Stilprobe seiner hymnischen Aufschwungsrhythmi lese ich Ihnen das zweite, fünfte, sechste und siebente Stück der „Sieben Siegel (oder

des Ja- und Amen-Liedes) aus „Also sprach Zarathustra“:

„Wenn mein Zorn je Gräber brach, Grenzsteine rückte und alte Tafeln zerbrochen in steile Tiefen rollte:

Wenn mein Hohn je vermoderte Worte zerblies, und ich wie ein Besen kam den Kreuzspinnen und als Segewind alten verdumpften Grabkammern:

Wenn ich je frohlockend saß, wo alte Götter begraben liegen, weltsegnend, weltliebend neben den Denkmälern alter Welt-Verleumder: —

— Denn selbst Kirchen und Gottes-Gräber liebe ich, wenn der Himmel erst reinen Auges durch ihre zerbrochenen Decken blickt; gern sitze ich gleich Gras und rotem Mohne auf zerbrochenen Kirchen —

Oh wie sollte ich nicht nach der Ewigkeit brünstig sein und nach dem hochzeitlichen Ring der Ringe, — dem Ring der Wiederkunft?

Nie noch fand ich das Weib, von dem ich Kinder mochte, es sei denn dieses Weib, das ich liebe: denn ich liebe dich: oh Ewigkeit!

Denn ich liebe dich, oh Ewigkeit!

* * *

„Wenn ich dem Meere hold bin und Allem, was Meeres-Art ist, und am holdesten noch, wenn es mir zornig widerspricht:

„Wenn jene suchende Lust in mir ist, die nach Unentdecktem die Segel treibt, wenn eine Seefahrer-Lust in meiner Lust ist:

Wenn je mein Frohlocken rief: „die Küste schwand — nun fiel mir die letzte Kette ab —

— Das Grenzenlose braust um mich, weit hinaus glänzt mir Raum und Zeit, wohlan! wohlauf! altes Herz!“ —

Oh wie sollte ich nicht nach der Ewigkeit brünstig
sein und nach dem hochzeitlichen Ring der Ringe, —
dem Ring der Wiederkunft?

Nie noch fand ich das Weib, von dem ich Kinder
mochte, es sei denn dieses Weib, das ich liebe: denn
ich liebe dich, oh Ewigkeit!

Denn ich liebe dich, oh Ewigkeit!

* * *

Wenn meine Tugend eines Tänzers Tugend ist,
und ich oft mit beiden Füßen in gold-smaragdenes
Entzücken sprang:

Wenn meine Bosheit eine lachende Bosheit ist,
heimisch unter Rosenhängen und Lilien-Hecken:

— im Lachen nämlich ist alles Böse beieinander,
aber heilig- und losgesprochen durch seine eigene Selig-
keit: —

Und wenn das mein A und D ist, daß alles
Schwere leicht, aller Leib Tänzer, aller Geist Vogel
werde: und wahrlich, Das ist mein A und D! —

Oh wie sollte ich nicht nach der Ewigkeit brünstig
sein und nach dem hochzeitlichen Ring der Ringe —
dem Ring der Wiederkunft!

Nie noch fand ich das Weib, von dem ich Kinder
mochte, es sei denn dieses Weib, das ich liebe: denn
ich liebe dich, oh Ewigkeit!

Denn ich liebe dich, oh Ewigkeit!

* * *

„Wenn ich je stille Himmel über mir ausspannte
und mit eignen Flügeln in eigne Himmel flog:

Wenn ich spielend in tiefen Licht-Fernen schwamm,
und meiner Freiheit Vogel-Weisheit kam: —

— so aber spricht Vogel-Weisheit: „Siehe, es giebt kein Oben, kein Unten! Wirf Dich umher, hinaus, zurück, Du Leichter! Singe! sprich nicht mehr!

— „sind alle Worte nicht für die Schweren gemacht? Lügen dem Leichten nicht alle Worte? Singe! sprich nicht mehr!“ —

Oh wie sollte ich nicht nach der Ewigkeit brünstig sein und nach dem hochzeitlichen Ring der Ringe, — dem Ring der Wiederkunft?

Nie noch fand ich das Weib, von dem ich Kinder mochte, es sei denn dieses Weib, das ich liebe: denn ich liebe dich, oh Ewigkeit!

Denn ich liebe dich, oh Ewigkeit!“

* * *

Niejsche, Du Dichter unter den Weisen,
Großer Einsamer unter den Winzigen,
Wortgewaltiger unter den Schwägern!

Deine Lehre vom Mitleid klag ich,
Mitleid kann die Tugend der Schwachen,
Leidenschaft kann sie der Starken sein.
Das heroische Mitleid rühm' ich,
Seine Thaten und seine Lieder,
Deine Lehre sät Irrthums Saat.
O Du Tanzender unter den Denfern,
Denkerkünstler unter den Plumpfüßern
Schwer hinfleuchender Philosophie!
Der Du leuchtende Christafeln
Mit erhabenen Rhythmen beschrieben,
Wortblitzschwingender, lachender Fürst!
Schlug der fittich-düstere Wahnsinn
Schauerlich schattend über Dein Haupt?
Armer König, Du birgst an der Mutter
Treuer Brust Dein zerichmettertes Haupt?
Wandle träumend in Überwelten,
Löse Dich leidlos spielend ins All!
Siehe, ich sah einen kranken Löwen,

Der an den speerscharfen Stangen des Kerkers
Brüllend zerrissen sein adliges Haupt . . .
Röchelnd lag er im Dämmer des Wahns . . .
Über-Löwen umwandelten ihn.
Über die Unter-Läuse der Schreiber
Wimmelten juckend in seinem gold'nen,
Majestätisch-mähnigen Fell

* * *

So schließ' ich nun die leichten Baudereien
Und danke denen, die sie gern gehört.
Noch Mancher fehlt, das mögen Sie verzeihen,
Der sonst gewiß in diesem Kreis nicht stört.
Von manchem Namen schwieg ich notgedrungen,
Den auf die Lippe mir das Herz gedrängt,
Manch Einen grüß' ich von den Schaffensjungen,
Deß Bild just nicht in diesem Rahmen hängt.
Ein andermal von andern zu erzählen,
Behalt ich mir vielleicht für später vor,
Für diesmal mocht' ich Sie nicht länger quälen,
Ein unerfättlich durst'ger Dichterthor.
Mein Sinn umflügelt jede frische Blüthe,
Wie saug' ich Kraft und Schönheit überall!
Das gute Neue und die alte Güte
Erquickten mich, und Freiheit ist mein Fall.
Kein Dogma sperrt mich ein in seinen Kästen,
Mich preßt und fettet kein Parteiprogramm,
An jedem Born des Lebens darf ich rasten
Und aus dem Wege weichen jedem Schlamm.
O daß des Feuers eine Flamme fiele
Von meinem Schönheitsherd in Eure Welt!
Gott grüß die Kunst! Mein Kößlein ist am Ziele,
Ich zieh zurück mich in mein stilles Zelt.



Die Muse an den Plauderer.

Hast das Podium bestiegen
Wohl mit Frack und weißer Binde?
Freund, ich habe still geschwiegen,
Wenn ich's auch abscheulich finde.

*

Bin ich eine leichte Dame
Auf Eroberungensuche?
Strömt der Moschus der Reklame
Gar aus meinem Taschentuche?

*

War ich jemals die Krokette,
Die um Beifall schlan geworben?
Hat die neue Toilette
Den Charakter mir verdorben?

*

Bist Du denn mein Liebling, sage,
Mein vertrauter Freund geblieben,
Der geheime Lust und Klage
Von den Lippen mir geschrieben?

*

Der in marktentrückten Stunden
Meiner heil'gen Einsamkeiten
Mich am Lebensquell gefunden
Sinnend wie vor Griechenzeiten?

*

Der in süßem Herzensdrange,
Von dem Rausch der Klarheit trunken,
Lauschend zauberischem Klange
Mir zu Füßen hingesunken?

*

Der mein übertäglich Wesen,
Meines Auges Sternentalter

Aus dem goldnen Buch gelesen
Unverscholl'ner Dichterpsalter?

*

Bist Du wirklich noch der Gleiche
Gründlich wortesehltne Wanderer,
Traumprinz im Poetenreiche,
Oder bist Du, ach, ein Andrer?

*

Welch ein weltlich fades Lächeln
Lichteriert auf Deinen Mienen?
Schrecklicher, Du willst mich fächeln
Und als Cavalier bedienen?

*

Über Dich, Du Plauderdichter!
Mir so plump die Cour zu schneiden!
Aeffst Du das Salongelichter?
Mensch, ich mag Dich nicht mehr leiden.

*

Üb nun fleißig Dein Talent im
Excerptieren, Schwadronieren,
Wirst noch als Privatdozent im
Nächsten Säkulum florieren.

*

Freilich mußt zu solchem Zwecke
Du des Ichstils Dich entschlagen
Und Dich füglich mehr als Schnecke
Denn als Springinsfeld betragen.

*

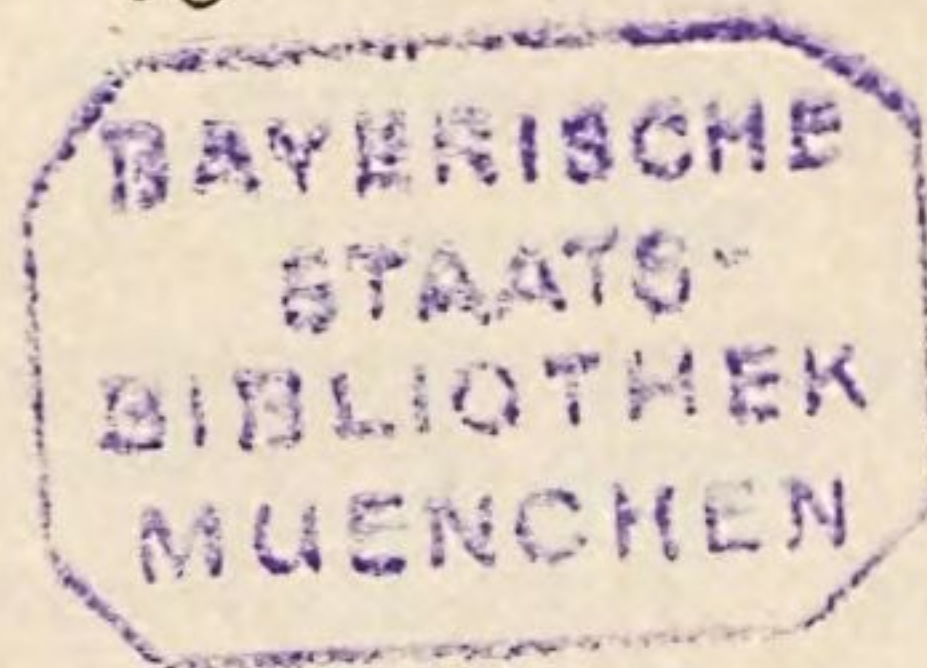
Schnecken nehmen jede Hürde,
Unbezahlbar ist das Schleichen,
Einst mit Sitzfleisch und mit Würde
Wirst auch Du Dein Biel erreichen.

*

Und ich seh Dich vom Katheder
Schon erläutern die Ramönen,
Gerbst gramatisch dann das Leder
Allen toten Liliencrönen.

*

Vorher, Thunichtgut, Moderner
Dichterplauderer mit Bitaten —
Die Perrücke auf! und lern' Er
Brav mit Dünkern sich beraten!



Von

Karl Henckell

erschienen früher und sind durch sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Amsonst. Ein soziales Nachtstück. Leipzig, W. Friedrich.

Poetisches Skizzenbuch. Minden i. W. J. C. C. Bruns.

Quartett. Hamburg, D. Meißner.

Moderne Dichtercharaktere. 2. Aufl. Jungdeutschland. Leipzig, W. Friedrich.

Strophien. Zürich, J. Schabelitz.

Amsekrufe. 2. Aufl. Zürich, J. Schabelitz.

Diorama. Zürich, J. Schabelitz.

Truknachtigall. Stuttgart, J. H. W. Dieß.

Aus meinem Liederbuch. München,
Karl Rupprecht.

Buch der Freiheit. Eine internationale Blütenlese sozialpolitischer Dichtung von Goethe bis zur Gegenwart.
2 Bände. Berlin, Verlag „Vorwärts.“

Zwischenspiel. Zürich, J. Schabelitz.



JOS. VOLLHERBST
BUCHBINDEREI
MÜNCHEN



Henckell, Karl

Moderne Dichterabende

Leipzig, Zürich 1895

P.o.germ. 1728

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11673957-9